

Göteborg, am 7. II. 1943

Sehr verehrter Herr Eillich!

Mit herzlichem Dank schicke ich Ihnen Ihren „Freund Peter“ nach, mit Bedauern, daß Sie daran nicht weitergearbeitet haben. Ich meine, Sie sollten es doch tun. Ich verstehe zwar Ihre inneren Vorbehalte, da es nicht in der Anlage sein eine Folge von Anekdoten, aber nicht eigentlich sein einen humoristischen Roman handelt; und als Anekdoten haben Sie sie auch, wie ich annehme, vorgelesen. Außerdem müssen die komischen Einzelheiten innerhalb der Sätze etwas gehäuft sein. Ich habe wenigstens das Gefühl, daß dies zu Ihren eigenen Einwänden gehört, da Sie, bei aller Zerknirschung, doch ein gewisses Gleichmaß in der epischen Verteilung einhalten. Das fiel mir bei den ~~bei~~ zwei Novellen auf; ein guter Teil ihrer Wirkung liegt darin: sie zwingen nicht die künstlerische Form, und sie nötigen dem Hörer (oder Leser) zugleich eine ethische Haltung auf. „Haltung“ kann man dabei sogar physiologisch verstehen. Ich erlebe es so. Wenn Ihnen nur diese Ausgesprochenheit in Ihrem

Fragment fehlen sollte, so enthält es doch viele prächtige Stellen von denen wir schon sprachen. Neben der humoristischen Anschaulichkeit die lyrische Schönheit: über den Ufern seiner Träume gingen die Sterne größer und leuchtender auf ... usw. Was für ein herrlicher Satz! Da wird auf einmal der Charakter sichtbar. - Es wäre schade, wenn Sie soviel verstreutes Gold nicht zu einem Ring zusammenfügen würden! Lyrik und Humor passen zusammen. Das muß tief in Ihnen liegen. Man merke es an den Anekdoten, aber auch im Gespräch.

Ich habe ein ruhiges und glückliches Gefühl nach Ihrem Abschied. Es ist schön, Ihnen begegnet zu sein; man merkt in jedem Augenblick, wer Sie sind; man fühlt keine Grenze zwischen privatem und schöpferischem Leben. Das Menschliche und Wesentliche ist ganz da, und mit der Selbstverständlichkeit, die Sie in Ihrer prächtigen Lebendigkeit haben. Ich möchte, daß wir auf lange hinaus alle offiziellen Persönlichkeiten erspart blieben. Wenn man mit Ihnen zusammengewesen ist, erträgt man sie schwerer. - Sie haben nicht nur mir in dieser kurzen Zeit viel gegeben.

Sie fragten, warum ich nicht in Moskau geblieben bin. Nun, ich habe eben auch mein Schicksal gehabt und bin sehr schwer weggegangen.

Göteborg, am 194.....

Ich habe es überwinden und spreche nicht gerne davon. Was ich dabei verloren habe: die un-
erhörte Intensität des Nüchterns und geistiger
Entdeckungsreisen, habe ich nicht wieder bekommen -
solche junge Menschen sind Kameraden und
Schüler, wie man sie auf der Welt nicht wie-
der findet. Die Wissenschaft, obwohl ich sie ge-
trieben habe, war mir auch damals schon
gleichgültig, eine Wünschelrute bestenfalls, ein
Instrument. Wenn man gemeinsam in Dich-
tung eindringt, ist das im tiefsten keine
wissenschaftliche, sondern eine Künstlerische und
religiöse Angelegenheit, durch die sich der er-
lebende Mensch verändert. Ich habe der Wis-
senschaft längst den Rücken gekehrt.

Sie haben gesehen, daß meine heutige Arbeit
zwar ärmlich ist, daß sie aber Einsatz auf
ausgesetztem Posten verlangt; das ist heute
nichts Geringes. Es mag sein, daß auch dies
nun vorbei ist.

Ich behalte die kurzen Stücke mit Ihnen
als ein Geschenk, und ich danke Ihnen
von Herzen.

Ihr

Johannes Klein

2132

DR. PHIL. HABIL.

JOHANNES KLEIN

Leiter des Lektorats Göteborg
der Deutschen Akademie
Göteborg, Götabergsgatan 30
Telefon 18 08 77

*

Göteborg, am 1. März 1943

Sehr verehrter, lieber Herr Zillich!

Ihr schöner Brief aus Starnberg war mir eine große Freude, ebenso, daß Sie Ihre Bücher durch den Verlag an mich gehen lassen wollen. So kann ich wenigstens bei der Fortsetzung meiner Vorträge über Deutsche Dichtung der Gegenwart für Sie und Ihr Werk, was ja nun für mich daselbe ist, eintreten.

Ich danke Ihnen für Ihre warmen Worte über meine hiesige Arbeit; man braucht solche Anerkennung zuweilen, wenn es wieder Linder wird. Unter Umständen können alle Standhaftigkeit und Freude vergebens sein; vielleicht kommt in jedem Leben einmal der Augenblick, da man sich wünscht, wie ein angeschossener Hirsch alleine zu verenden. Ich sage das nicht aus Sentimentalität, am wenigsten, weil ich irgendeine Waise geworden wäre, sondern aus dem Ernst, mit dem man dem Leben in den fürchtbarsten Augenblicken gegenübersteht.

i k g s

Es ist das Geheimnis jeder echten Verantwortung, daß sie männlich ist; sie stammt aus einem absoluten inneren Befehl; Dank ist auf diesem Wege etwas, wonit man nicht rechnen darf; kommt er dennoch vor, so ist er ein Geschenk. Das gilt im großen wie im kleinen, wenn man nur wesentlich lebt. Zum Schwersten aber gehört es, wenn ein Mensch um seiner Freie willen noch von denen befeindet wird, mit denen er sie teilt. Ich glaube, daß der Mensch dann stille wird. Aber nicht irre. -

Es gibt viel Schönes auf einem stillen, manchmal auch harten Wege; es gibt auch immer solche Sendboten, die mehr sind, als sie selber, bei dem klavesten Wissen um ihren Wert, ahnen können. Ich sehe solche Dinge ohne Schwärmerei, aus einer ganz einfachen Erfahrung; die Wirklichkeit ist ja allenthalben so reich. Ein solcher Bote sind Sie gewesen. Daran kann sich nun nie wieder etwas ändern, und das ist eigentlich sehr schön.

Ich habe viele Äußerungen über Ihren Abend gehört, seien jede Sie freuen würde. -

Zum Schluß: Sie haben mein Heimweh erraten. Ob Sie mit Dr. Georg Hallmann, Schloß Bevojs, Hofgarten 1, zusammenkommen werden? Er würde sich über sinnmittelbar persönliche Grüße sehr freuen.
Mit herzl. Grüßen Ihr Johannes Klein

DR. PHIL. HABIL.

JOHANNES KLEIN

Leiter des Lektorats Göteborg
der Deutschen Akademie
Göteborg. Götabergsgatan 30
Telefon 18 08 77

★

Göteborg, am 19.X. 1943

Herrn

Dr. Heinrich Z i l l i c h

Verlag Albert Langen: Georg Müller

M Ü N C H E N

Sehr verehrter Herr Zillich!

Ihr hiesiger Besuch ist mir noch unvergessen. Als ich im August/Sep-
tember am Goethe-Institut, wie alljährlich seit einigen Jahren, ~~am Goethe-~~
~~Institut~~ mitarbeitete, las auch Bruno B r e h m, und Ihr Kommen war
angekündigt. Ich freute mich, Sie wiederzusehen, doch zu meiner Enttäu-
schung blieben Sie aus. Nach Starnberg zu fahren, fehlte mir die Zeit,
obwohl ich es sehr gerne getan hätte. Man ist in München immer bis zum
letzten eingespannt. Und Ihren lieben Brief vom März habe ich schändli-
cher Weise verloren - wie, ist unbegreiflich, da ich ihn sorgfältig auf-
bewahrt hatte; dadurch war mir auch die Adresse verloren gegangen, sodaß
ich den Brief jetzt in so unbestimmter Weise betiteln muß.

Ich habe in den wenigen Stunden, die ich zum Lesen komme - das ist auf
Dienstreisen in der Bahn - in Ihren mir kostbaren Büchern zu lesen begon-
nen, und zwar zunächst im „Weizenstraß“, den ich jetzt nahezu durch ha-
be. Das Buch hat mich sehr gepackt, weil es eines der wenigen ist, aus
denen Satz für Satz eine dichterische Eigenart blickt und die nicht nur
als Ganzes, sondern bis in die Kleinigkeiten hinein durchgestaltet sind.
Viele Sätze lese ich zwei bis dreimal, um sie auszukosten. Da inzwischen
„Das Reich“ an mich wegen Mitarbeit herantrat - was mich bei meiner hie-
sigen Isoliertheit ebenso überrascht wie gefreut hat, denn ich dachte, mei-
ne einst reiche Publizistik sei längst vergessen - , bin ich auf den Ge-
danken gekommen, über Sie zu schreiben, nicht nur über den Sibenbürger,
sondern mehr, als eine Art Gespräch mit Ihnen. Hoffentlich wird es etwas.

Mit herztl. Grüßen

Ihr

ikgs

Johannes Klein

Starnberg am See, 11. Juli 1947

Sehr geehrter Herr Professor Klein,

durch einen jener Zufälle, die man als Schickung bezeichnen muß, wurde ich gestern an Sie erinnert. Ich klagte einem Bekannten gegenüber, daß ich keinen Literaturhistoriker fände, der politisch unbelastet ein Gutachten über mein Werk abgeben könne, da erhielt ich die Antwort: Johannes Klein in Marburg. Im selben Augenblick sah ich Sie in Göteborg vor mir und entsann mich unseres Briefverkehrs, kurz, ich hatte Sie vor Augen, und nun schreibe ich Ihnen, nachdem ich noch die Briefe durchgelesen habe, die Sie mir zusandten und die ich alle verwahre.

Daß Sie heute Professor in Marburg sind, freut mich und zeigt mir Ihr Schicksal in freundlicheren Farben, als man es sonst bei Bekannten und bei sich selbst gewohnt ist. Sie werden angesichts der hungrigen Aufnahmefähigkeit der Studenten, die aus Krieg und Gefangenschaft zur Heimat zurückkehren, eine fruchtbare Arbeit haben. Ich wünsche bloß, daß es Ihnen und Ihrer Familie auch sonst gut ergehe.

Von mir sei das Wichtigste schnell berichtet. Acht geflüchtete Verwandte vermehrten meinen Haushalt. Wir wohnen kunterbunt durcheinander. Nach dem Zusammenbruch mußte mein ältester, damals 17jähriger Sohn, der nun Abiturient ist, viele Monate hindurch Holz fällen, der zweitälteste, heute kaum 16 Jahre alt, war ebenso lange Knecht, meine jetzt achtzehnjährige Tochter Heimarbeiterin. Heute macht sie ihr Abitur. Nur den beiden kleinsten Buben erging es gut. Von den sonstigen Angehörigen, die in Siebenbürgen wohnen, sind die jüngeren in die Dongruben verschleppt worden. Manche gingen dort zugrunde, andere werden noch sterben. Wir haben Existenzsorgen wie nie zuvor. Heimarbeit wird gemacht. So lebt man hin. Die ersten Monate verbrachte ich wie wundgeschossen im Wald. Das half. Dann schrieb ich einen dicken lustigen Roman. Das half weiter.

Nun steht die Spruchkammer vor mir. Dem Gesetzestext nach bin ich "Mittläufer", weil ich erst 1941 in die Partei eintrat, nachdem mich die Ortsgruppe dazu genötigt hatte, aber die Kommission für Kulturschaffende im bayr. Kultusministerium übergab der hiesigen Kammer ein Gutachten über mich, das feststellt, ich hätte Hitler in einem Gedicht verherrlicht. Infolgedessen will mich der Ankläger in die Klasse II einstufen lassen, was also Arbeitslager und mindestens 5jähriges Berufsverbot bedeutet. Das Gedicht schrieb ich im Jubel über Österreichs Anschluß 1938. Ich schäme mich jener Stimmung nicht, obgleich ich den in den Versen genannten Mann heute anders beurteilen würde, aber Ansichtswandlungen gelten vor Spruchkammern nicht. Das Gedicht ist die einzige Belastung (abgesehen von der Parteimitgliedschaft), die gegen mich vorliegt. Ich hatte ja keine Ämter und diente der Partei nie.

Was mich freilich erboht, ist die Oberflächlichkeit, mit der jene Kommission mein Werk von 21 Büchern unbeachtet läßt und mich lediglich nach 30 Zeilen beurteilt. Soweit meine Bücher politische Gedanken äußerten, forderten diese das friedliche, sonnvolle Zusammenleben der europäischen Völker und bekämpften den Chauvinismus. Nach guter österreichischer Tradition sah ich im Reichsgedanken die Gesamtverpflichtung für den Erdteil. Die Ereignisse nach 1933 schienen mir dieses Ziel heranzubringen. Das innenpolitische Programm des Nationalsozialismus beschäftigte mich wenig. Ich sah, auslanddeutsch befangen, die Berge auch in der Nähe blau. Das mag ein Fehler gewesen sein, aber mir kam es nicht auf Parteien, mir kam es auf Europa an, und ich hatte im Südosten so viel staatliche Mißstände und Grausamkeiten erlebt, daß ich manches hier Erfahrenere als Randerscheinung wertete.

Ich werde dies bei der Verhandlung erläutern, ohne Hoffnung verstanden zu werden, denn der Vorsitzende, mag er auch gutwillig sein, ist Fuhrunternehmer in einem Dorf. Darum eben suche ich einen Literaturfachmann, der mich nach meinem Werk begutachtet. Begreifen Sie nun, wie mich Ihr Namen aufhorchen ließ. So peinlich es ist, nach jahrelanger Pause mit einer Bitte über Ihre Schwelle zu stolpern, ich muß es mit Rücksicht auf meine große Familie und die sehr knappe Zeit tun, die mich von der Verhandlung trennt. Dabei bin ich nicht so Kühn, Sie als Zeugen zu bitten.

Aus den Romanen "Zwischen Grenzen und Zeiten" und "Der Weizenstrauß" läßt sich - die anderen Bücher sind neutral - mühelos mein politisches Denken herauslesen. Im zweiten Roman wagte ich, in der Gestalt des Polenka eine Figur auftreten zu lassen, der alle Merkmale eines üblen Parteiamentwalters anhaften und die sogar zum Verbrecher wird. Ich kenne keinen Autor, der in Deutschland lebte (1936 übersiedelte ich aus Siebenbürgen ins Reich) und es unternommen hätte, eine solche Erscheinung zu zeichnen. Tatsächlich wollte man mich nachher "abschießen".

Das müßte der Kammer gesagt werden neben der Feststellung, daß, wenn schon eine politische Tendenz in meinen Romanen gesucht wird, diese auf eine Ordnung hinzielt, die jedem Volk sein Recht gibt. "Zwischen Grenzen und Zeiten" wurde ja nur deswegen geschrieben. Noch heute glaube ich, damit etwas Verdienstvolles geleistet zu haben, denn unter meinen vielen Lesern - einige Millionen dürften es schon sein - wird mancher nicht bloß die verworrenen Zustände im Südosten kennengelernt haben, sondern auch die Wege zu deren Ordnung. Hätte dieses Buch eine andere Note, wäre es in Ungarn und Rumänien verboten worden. Aber von Anfang an wurde ich in jeder Kritik als gerecht bezeichnet. Mein deutsches Empfinden, so stark es sei, fiel mit dem europäischen immer zusammen. Und das müßte eine Begutachtung meiner Person aussprechen, die durch dreißig Verse nicht erfaßt werden kann.

Ich habe niemand, der ein Gutachten über mich abgeben könnte, das auch wirken würde. Paul Fechter sandte mir eines. Die Kommission meint, er sei befangen. Karl Kurt Klein sandte eines, aber er ist ein Landsmann von mir. Bedeutendste Namen unseres geistigen Lebens würden für mich zeugen, aber sie gelten im Augenblick nichts. Jeder Buchhändler könnte aussagen, daß mich niemand zu den Parteidichtern, zu den Anackern usw. zählte, sondern daß ich als eigenwüchsige Erscheinung angesehen wurde, aber ich weiß keinen, der vor die Schranken träte. Vor und im Krieg konnte ich verfolgten Menschen helfen. Ich tats' genau so, wie meine Landsleute in Siebenbürgen noch heute deutsche Soldaten vor den Russen verbergen. Das wird vor der Kammer zur Sprache kommen. Aber diesen Fällen fehlt der Pfeffer - verzeihen Sie den Ausdruck - darum halte ich nicht viel von diesen Vorfällen in ihrer Wirkung auf die Kammer.

Wird aber gesagt, wär ich literarisch bin, welche politische Grundrichtung ich in meinem Werk offen vertrat und daß ichs wagte, 1938 sogar einen Polenka zu schaffen, so wird das mein Los günstig bestimmen. Das Gedicht veranwortete ich selbst. Soll ein Dichter große Ereignisse nicht besingen dürfen, so gibt es keine Dichtung mehr. Schiller pries die französische Revolution und verdammt sie nachher. Th. Mann sagte 1917, nur Dummköpfe seien Demokraten, heute ist er Weltmeister im Stemmen demokratischen Federgewichts. Welches ein Glück, daß sich die beiden nicht verantworten müssen! Vor dem Fuhrunternehmer Fuchs.

Herr Professor, Sie merken den Braten! Ich bitte Sie um ein Gutachten, eine eidesstattliche Erklärung über mich. Wollten Sie darin sagen, daß es nach 1933 eine Gruppe von Autoren gab, die jeder Fachmann als Partei- und Nazidichter ansah, und es niemand einfiel, mich dazuzuzählen, so würde mir diese primitive Feststellung schon viel nützen. Froh wäre ich, wenn Sie noch die Tendenz meiner Romane anzeichneten und die Figur des Polenka erwähnten. Und bitte: vergessen Sie nicht, Ihr heutiges Amt zu nennen, und sollten Sie im 3. Reich Nachteile erlitten haben, auch dies nicht zu verschweigen. Solche Hinweise sind hundert Beweise wert. Darf ich um allerrascheste Zusage des Gutachtens bitten? Es ist sehr dringlich. Senden Sie den Text bitte an mich. Mein Rechtsanwalt reicht ihn dann ein.

Es fiel mir nicht leicht, diese Bitte an Sie zu richten. Wäre ich ohne Familie würde ich dergleichen Vorkehrungen kaum treffen. Ich muß es tun. Meine nominelle Parteimitgliedschaft wiegt nicht schwer gegen mich, aber dies Gedicht soll mir zum Fallstrick gemacht werden. Darum muß mein Werk sprechen. Vielleicht haben Sie es in der Hand, mir wieder ein freies Wirken zu ermöglichen.

Hr. Dr. habil. Joh. Klein

(16)

Marburg, am 19. Juli 1947

Wirtzgr. 37

Sehr geehrter Herr Zillich!

Sie haben mich falsch angeredet: ich bin nicht Professor und werde es bei den Widerständen, die ich in Marburg habe, auch nicht werden. So habe ich leider auch die Stellung nicht, die Sie sich vorgestellt haben.

An sich, was Sie offenbar nicht wissen, bin ich nicht nur nicht belastet, sondern habe 1938 meinen Beruf verlassen und nach Schweden gehen müssen, weil mein Schwiegervater Jude war und meine Frau als Halbjüdin galt. Auch in Göteborg hat die Beunruhigung nicht aufgehört und artete hernach in eine neue Verfolgung aus. Als wir uns kennen lernten, war das gerade im schlimmsten Stadium, und ich hatte Mühe, den Kontakt mit der Heimat, den ich nur aus geistigen Gründen zu halten gesucht hatte, nicht zu verlieren und völlig zu brechen. Ich schwieg Ihnen gegenüber, wie ich damals gegen jedermann schweigen mußte, denn man hatte meine Angehörigen in Deutschland in der Hand.

Ich bin 1945 rehabilitiert worden.

So weit wäre alles günstig.

Nun habe ich aber keines meiner Bücher mitnehmen können und nichts von ihnen hier. Ich erinnere mich an den „Weizenstrauß“ sehr wohl, aber nicht mehr so genau, daß ich aus dem bloßen Gedächtnis über die Figur des Polenka etwas sagen könnte. Ich müßte das Werk noch einmal haben. Ich will versuchen, es hier irgendwo aufzutreiben. Ich erinnere mich, daß Polenka ein sehr unangenehmer nationalistischer Typ mit einem Minderwertigkeits-Komplex ist; ist es aber nicht auch aus seiner Mischung und Unausgeglichenheit erklärt? Das wäre nicht gut. – Ich habe das Werk gern gelesen, weil es eine eigengeformte, durchgearbeitete Sprache hat, wie alles, was Sie schreiben. Ich habe Ihnen damals gesagt, was ich heute noch ebenso sage: daß mir die dichterische Substanz Ihrer Werke starken Eindruck machte, und ich erinnere mich ebenso wohl an die persönliche Begegnung, die ich nicht vergessen habe.

Angesichts dieser Lage frage ich mich, was ich tun kann, da ich ja in der Geschwindigkeit, die Sie wünschten, nicht antworten konnte. Ihr Schicksal bewegt mich, einmal persönlich, sodann, weil es sich um einen geistigen Menschen handelt und wir keinen Überfluß an schöpferischen Persönlichkeiten haben, sodaß wir es uns erlauben könnten, unsere Schätze zu vergeuden.

Jenes unglückselige Gedicht sollte Ihnen eigentlich nicht zum Fallstrick werden dürfen. Hans Carossa, der ähnlich belastet war – es hat sich wohl um

Äußerungen in einem Aufsatz oder Vortrag gehandelt - ist ja auch wieder rehabilitiert, und Sie müßten sich einmal bemühen, zu erfahren, wie die Zusammenhänge waren, da das ein Präzedenzfall ist. Im allgemeinen steht man sich besser, wenn man mit städtischen Spruchkammern zu tun hat, weil dort eher Gebildete mitzureden haben, die die geistigen Voraussetzungen mitbringen, um komplizierte Zusammenhänge schöpferischer Art zu klären. Das Recht zu irren hat wohl jedermann; die Beispiele, die Sie aus der Geschichte von Schiller und Hölderlin - bei Klopstock war es genau so - anführen, sollten eigentlich genügen. Aber welche Lage! Die Aussichten, die sich Ihnen eröffnen sind ja in jeder Hinsicht schauerlich. Und doch kann ich nicht glauben, daß eine solche Verurteilung zustandekommt. Ich kenne den Fall eines Theologen, der eine Reihe von Predigten herausgegeben hatte; darin war auch Hitler gefeiert worden. Die Anklage lautete auf Aktivismus; er wurde auch zunächst verurteilt und sogar in ein Lager gewiesen. Bei der Berufungsverhandlung wurde aber die Lagerhaft gestrichen, weil die Belastung nur theoretischer Art war und irgendeine Übeltat nicht in Betracht kam, jene Predigten auch von ganz wenigen gelesen worden waren. Freilich: arbeiten kann er die nächsten 2 Jahre nicht, und das ist für einen geistig schaffenden Mann schon grauenhaft - es sei denn, daß er die Heiterkeit hat, diese Zeit zu stillerem und konzentriertem Arbeiten auszunutzen und den Druck des Nichtbeschäftigtseins dadurch auszugleichen. Etwas davon haben Sie offenbar, denn Sie erwähnen ja einen heiteren Roman.

Kommt in ^{Zwischen} "Grenzen und Zeiten" nicht ein sehr sympathisch gesehener Jude vor? Sie müßten wohl auch darauf verweisen. -

Ich will nun zusehen, ob ich Ihre Bücher bekomme; augenblicklich ist es schwierig. Es ist eine Enttäuschung für Sie, daß ich nicht umgehend in Ihrem Sinn habe antworten können - aber es war ja unmöglich.

Sie hören in den nächsten Tagen von mir.

Mit freundlichen Grüßen und allen erdenklich
guten Wünschen

Ihr

i k g s

Johannes Klein

Dozent Dr. habil. Johannes Klein

(16) Marburg/Lahn
Liebigstraße 37

Marburg, am 18.8.1947

Sehr geehrter Herr Dr. Zillich!

In großer Eile: hier das Gutachten. Ich war verreist und auf Vortrags-
tour in Düsseldorf. Ich konnte außer den angegebenen Sachen, die ich so-
wieso kenne, nichts mehr von Ihren Werken erreichen und mußte mich also
auf das allgemeine Gutachten beschränken. Lassen Sie mich bitte Ihr wei-
teres Schicksal wissen. Ein Telegramm, daß den Abgang des Gutachtens mel-
det, geht eben ab, falls es schon zu spät für die rechtzeitige Ankunft
sein sollte. Alles weitere müdnlich, wenn ich mehr Zeit habe. Meine besten
Wünsche begleiten Sie! Möchte alles doch noch gut werden!

Mit freundl. Grüßen

Ihr

i k g s

Johannes Klein

Mbg, am 25. 9 47.

Sehr verehrter Herr Dr. Titch!

Ihre Nachricht hat mich herzlich ge-
freut. Ich wünsche mir bald ein neues
Werk von Ihnen und wieder solche
Schaffenskraft; dann Sie treten wieder in die
Periode, in der der Epiker vollendet ist. Nicht
als ob Sie es nicht bereits als meistbesuchte
Erzählung gewesen wären. Ich meine damit,
dass Ihre Schilderung noch immer nicht voll-
endet. Sie hätte Sie gerne wiedergesehen;
erst nicht davon geworden. Ich bin nicht

Dozent Dr. habil. Johannes Klein

Absender: (16) Marburg / Lahn
(Vor- u. Zunahme)

Eliebigstraße 37



Postleitzahl, Wohnort, auch Zustell- od. Leitpostamt

Straße, Hausnummer, Gebäudeteil, Stockwerk oder Post-
schließfachnummer; bei Untermietern auch Name des
Vermieters

Sprache:

Language:

in meine geliebten Alpen
ferienen, wo ich immer
ferienen würde, wird das neue
Semester fast begonnen.

Dennas, dies Tages: auf
Erdenleben! Heilich

Th

Wilhelm Eilers jr. BPA 47 Bild TSS RP 278 30000 M 3 47

Johannes Klein

Postkarte



Heinrich

Dr. Heinrich Zillich

13b Starnberg am See

Josef Fischhaberstr. 15

Straße, Hausnummer, Gebäudeteil, Stockwerk od. Postschließ-
fachnummer; bei Untermietern auch Name des Vermieters

△ C 154 Din A 6

Marburg, am 14. Juni 1948.

Sehr verehrter Herr Dr. Killich!

Ihre Gedichte haben mich sehr gefreut: einmal als Zeichen des Gedenkens, zum andern, weil damit der Beweis geliefert ist, daß Sie wieder veröffentlichen können. Und das ist länger
neuer wichtig.

Sie haben das Verhältnis ungerecht: Sie haben uns zu Ihrem Geburtstag geschenkt. Ich habe seit März meine Bücher wieder veröffentlicht auch mehrere Werke von Ihnen. Mein Gefühl Ihre Gedichtsammlung aus 25 Jahren hinkaufügen und bin dankbar dafür. Denn sie sind mir nun, wenn ich das Ihre lese, einentbehrlich. Ich habe von Ihnen verhältnismäßig viel: zwischen Grenzen und Reiten, Weidenstrauf, Die gefungene Eiche der Leinwand, Die erste Kampagne der Säbel, Komme, was will, also schon eine kleine Werk-Ausgabe.

Sie haben mir eine große Freude gemacht. Was wird mir als nächstes Werk kommen? O. Hintergründe. Ihres seitherigen Schaffens sind Ihnen gemein. So senden Sie meine schaffen, und ich freue mich, daß es schwer,

Sehr schwer ist. „Führt endlich mich zum Sinn der
Schwerlichkeit“!

Im vorigen Jahre war eine schwere Geer-
nicht, das ich Sie widersah, aber es misslang.
Ich kam nicht nach Bayern, und aus
dies Jahr scheint es zu missglücken, obwohl
ich allerlei versücht habe. Bayern ist
sehr abgosselossen.

Seit November sind wir wieder mit ein-
ander Kinder vereint, darunter auch mit dem
Mödel, das in Ihrer Gegenwart sein seine
bste Puppe spielte. Seit März sind wir
wieder in eigener Wohnung wieder eigener, nur
Schwerer nachgerückter Möbel, mit der
heute üblichen Vorleuten. Seit Januar hat
man mich wenigstens dem Charakter-Nejoo
nach über die Professoren gestellt.

Ich bin wieder viel kleiner, doch gibt es
manches in der menschenwürdigen Arbeit,
was immer noch schön ist. Von der deutschen
Bildung als Lebensmacht zu reden, ist eine
Aufgabe geblieben, die heute seinen Lohn einträgt,
aber wir können nur weiter, wenn alle überblei-
ben, die ohne Dank arbeiten wollen.

Lassen Sie mich von Ihrem persönlichen Ergötzen
und Ihrem Schaffen wissen!

Mit herzbl. Gruß und Grüßen, auch von meinen
Kindern.

Ihre Johannes Klein

Starnberg am See, 19. Juni 1948

Sehr geehrter Herr Professor Klein,

Ihren lieben Brief möchte ich gern ausführlicher beantworten, als ich es heute vermag; verschieben will ich die Antwort aber nicht, denn wer bürgt mir dafür, ob ich übermorgen Geld genug für das neue Porto habe. Diese hereingebrochene Währungsreform liegt mir, einem nicht Festbesoldeten, arg im Magen. Man muß es wieder einmal darauf ankommen lassen, wie sich das Undurchsichtige schließlich enthüllt. Als ich heute früh von Garmisch, woher die Kurgäste in wüstem Gedränge Hals über Kopf abreisten, so daß wohl jetzt schon alle Hotels leerstehen, nach Starnberg fuhr, sagte eine ländliche Frau: na, jetzt haben Sie den Lasso um unseren Hals wieder etwas fester gezogen, aber den Paß bereite ich niemand, daß ich verrecke. Eigentlich denke ich auch so, aber Bäuerinnen haben dazu mehr Grund.

Es freut mich herzlich, daß Sie nun Professor sind, daß Sie Ihre Möbel und Bücher wieder haben, mag auch etliches abhanden gekommen sein, und daß Sie vor allem Ihre Lieben vollzählig um sich sehen. Das ist viel. Ich habe es auch, und denke ich daran, so muß ich dankbar sein. Freilich, ich habe nicht die Natur meiner Frau, die wahrhaft glücklich sein kann und wahrhaft dankbar für alles, was sich ihr Gutes bietet.

Mir geht nach, was da rundum in der Welt geschieht, und dabei wird das Herz weggefressen. Sie sagen, die Hintergründe meines bisherigen Schaffens seien mir genommen worden. O nein! Die sind alle noch da, grauenhaft verwüstete Landschaften, und sie wollen auch erdichtet werden.

Indessen vermochte ich nach dem Zusammenbruch nichts zu schreiben, was in jene Bereiche führt. Ich schrieb einen lustigen Roman, der 1920 in Berlin spielt, in einer Zeit, die manche Ähnlichkeit mit der unseren hatte. Der dicke Band ist fertig, und wird wohl in Hamburg erscheinen. Wann? Ich hoffe, im nächsten Jahr. Er ist ein tolles Buch, das alles und nichts ernst nimmt. Hätte ich 1946 ein ernste Arbeit angepackt, ich wäre wahrscheinlich närrisch geworden. So schrieb ich einen närrischen Roman und wurde darüber wieder innerlich freier.

ikgs

Außer dem kleinen Gedichtheft erschien bei Bertelsmann eine Neuauflage meiner frühesten Novelle "Attilas Ende". Ebenso werden Neuauflagen meiner "Flausen und Flunkereien" und meines Kinderbuches vorbereitet.

In der letzten Zeit schrieb ich einige Balladen aus der Gegenwart. Es wächst wohl daraus ein Zyklus, aber das wird Jahre brauchen. Dann will ich einige Novellen fertigstellen und schließlich wieder einen Roman beginnen.

Es fragt sich bloß, ob mir und uns allen die Zeit Ruhe gewährt (und genügend Geld), um beim Leisten zu bleiben. Wir Schriftsteller sind heute umgekehrte Schwarzhändler. Wir handeln - wenigstens bilden wir es uns ein - mit Edelsteinen und kriegen nichts dafür. Die Schwarzhändler kriegen immer mehr als sie bieten. Aber wir wollen niemanden Spaß bereiten - vom unseren abzulassen.

Wenn Sie der Weg nach Bayern führt, so kommen Sie doch bei mir vorbei. Sie sind mir wann immer willkommen.

Mit sehr herzlichen Grüßen und freundlichen
Empfehlungen an Ihre Frau

Ihr

Professor Dr. Johannes Klein
(16) Marburg (Lahn)
Haspelstraße 151

21.10.48 g. Klein
Lahn-Gr. } g. Klein
Lahn-Gr. } g. Klein

Marburg, am 10. Oktober
1948

Lieber Herr A. Hillich!

Ohne daß Sie es ahnten, war ich als Geburtstags-
kind bei Ihnen und nahm Ihre beiden Bücher
auch in diesem besonderen Sinn als Geschenke. Einen
Teil von „Attilas Ende“ habe ich mit großem
Interesse noch in der Box gelesen; hier will
ich die Lektüre zu Ende bringen. Wenn der
2. Band meiner „Geschichte der Deutschen No-
velle“ erscheinen sollte – der erste geht jetzt
in Druck – möchte ich Ihre Novellen mit
besprechen, sie sind Meisterstücke.

Ich sende heute für Ihre Frau, wie ver-
sprochen, statt der versäuernten Blumen mein
Hilberlein-Büchlein. Das Ihnen ja mit gilt,
eind für Sie im besonderen die „Heimkehr zu-
deutschen Dichtung“. Hoffentlich haben Sie ein
wenig davon

Ich bin froh, daß ich bei Ihnen habe
sein dürfen.

Mit herzl. Grüßen und Empfeh-
lungen auch an Ihre Frau und von den
meinen

ikgs

Ihr

Johannes Klein

Professor Dr. Johannes Klein
(16) Marburg (Lahn)
Häpelfstraße 151

Klein

Marburg, am 3. Nov. 1948.

Lieber Herr Dr. Eillich!

Haben Sie vielen dankbaren Dank für
Brief, Karte und die Novellen! Ich bin froh,
daß der „Baltische Graf“ Savinkov ist, da sich
die Erinnerung an unsere erste Begegnung
damit verbindet. Auch ist gerade dies Werk
eine Novelle im klassischen Sinn. Man
behandelt es so, wie es sich eine bedeu-
tende Erzähler handelt, die kleinspielerischen
Nachbarformen Novis mit, und die Anex-
dota gehen ja seit Boccaccios Zeit immer
wieder in Novellen über. Deshalb hoffe ich,
auf irgendeine Weise die „Flouren und
Flünnereien“ doch noch zu bekommen.
Vielleicht durch Schaffstein in Köln?
Ich habe noch etwas Zeit, da ich erst
am Semester-Ende zu Ihnen Novellen kom-
men werde.

Der 1. Band des Werkes ist im Druck. Wenn
er herauskommt ist damit freilich nicht
geragt. Der 2. Band wird dann auch
das Kapitel über Sie enthalten. Und
wenn es soweit ist, lernen Sie alles ken-
nen. Ich gehe nur vor, daß ich eine Art

Miniatürkino der jeweiligen Novelle voraus-
schicke, also nicht etwa eine marginale In-
kultur-Angabe. Das alle anerkannten Kün-
niste mit den Worten des Dichters selbst
enthält. Damit vermeide ich das Reden
über die Sache, ohne sie selber zu bieten,
- was ja ein altes Laster der Literaturkriti-
kenkunst ist, was ein heute noch allge-
meines anerkanntes. Ich meine aber,
dass es geistig unritterlich ist, den Dicht-
er nicht selber zu Wort kommen zu
lassen.

Ich habe in dieser Methode eine bestimmte Technik erworben, die die Selbsttätigkeit bietet, aber das Lesen des Wortes nicht überflüssig macht. Zu dieser Betrachtungsweise gehört geistige Intimität und Verweilen beim einzelnen Werk, also im geistigen Sinn Liebe, und bei dem Leseverlust in unserer Zeit ist nun eine - allerdings sehr gute - Minderheit klaglos glücklich.

Ich gebe von Ihren Novellen also:
Attilas Ende.

Die gefangene Eiche war andere nebenbängische
Erzählungen.

Wölke aus Latvoneußein.

Der balhste

Der Urvater

Der Fabel.

e i Graf g s x *Rauf* *4*

Es wäre natürlich liebste, wenn ich die an-
dere Sache bekäme; ich denke mir, daß
Schuffstein Rat empf. Da so der "Typischer"
besonders nennen, muß ich darauf nicht
besonders achten.

Es ist auch mein Wunsch, daß so in Man-
ching einmal deru. Unglückliche sind
die Geld-Verhältnisse noch schlimmer. So-
bald sich das bessert, wäre ich evtl. zu
von welchem Forum Sie lesen werden.
Machen wir von Germanistischer Le-
minar aus, worauf ich am besten Ein-
fluß hätte, so müßten wir mit
dem Eintrittsgeldern bestreiten. Denn
wir bekommen seltsamer Weise kein
Geld zugewiesen, sondern müssen alle
Rechnungen an die Kasse schicken und
sich selbst nur eine Einkaufsrechnung von
Bücher-Rechnungen ermächtigt; wir Zeit
haben wir aber keinen Etat. Es käme
darauf an, den großen Hörsaal voll zu
bekommen (400 Plätze) und für den Eintritt
1 DM. zu nehmen. Ob es viele Studenten
gibt, die das jetzt können, steht dahin. Es
ist noch zu früh. Doch ist diese Lösung
möglich, wir werden nicht ergebnislos. Ich
hörte gerne Ihre Meinung darüber.
Meist veranstaltet der Verein Studenten-

kein solche Dinge, wenigstens bis zur
Währungs-Reform. Dort habe ich aber
ein geringen Einfluß. Die Leitung solcher
Dinge liegt in Händen von Prof. Miller,
der aus London zurückgekommen ist, ein
aufgeschlossener und gerechter Mann, der
aber bei vielen Dingen anders steht als
ich, so ist ihm das Deutsche ein weit ge-
ringeres Anliegen als mir. Ich möchte
heimatlich sagen: er war und ist darin glück-
licher. Bedenken kann ich Sie nicht auf
alle Fälle einmal mit ihm. —

Ich habe inzwischen „Der Teufels General“
gelesen. Ich muß sagen, daß mich seit vielen
Jahren kein deutsches Buch so bewegt hat.
Es ließ mich tagelang nicht los. Das
ist doch kein Zufall. Freilich ist das Buch
ein Rollenstück und spielt sich um
die Gestalt des Starvas herumgebannt,
hat mich neuen Wert ganz neu
nicht in der ausstehenden Problemlösung.
Sabotage ist keine. Die einzige Waise der
militärische Aufstand ^{müssen?} gewesen. Die Mön-
che vom 20. Juli imponieren mir, über-
bricht nicht, denn es hat mir ein ne-
gatives Ziel und gar kein Ziel. Was
hinter der Katastrophe anzufohren ist
Einerlei: Die Gestalt des Starvas ist

phosphorisch, als ein typischer, mit anderen Worten, ein
moralischer Mensch. Aber Göttinger sagt: der

literarisch und unversehrt. Ich
rückwärts auf die Bühne stellen
kann. Ich begrüße das Rück
als Deutscher. Denn es gibt den Deutschen
Offizier als den Deutschen Menschen in
einer gewissenart sein Recht, und es
kann das vor der Welt nicht gleich-
gültig sein, wenn ein Dichter, der
emigrieren mußte, vor der Welt so
vorurteilslos die Wahrheit benimmt.
Ich würde wünschen, daß das Rück
in möglichst viele Sprachen übersetzt
und in ihnen aufgeführt würde.

Ich habe die Möglichkeit, die
finanziellen Probleme hier lösen zu
lassen an Deutsche setzen, sieben
lange Jahre im Ausland ertragen
müssen. Hier würde man leben können
wie es beträchtlich in der Deutschen Armee
steht und daß man nicht mit vollem
kollektiv-Verbleib auskommt.

Die eigentliche Frage: Die der Patrioten
vom 20. Juli in Berlin, muß noch geschieden
werden. Hannas ist eine Gestalt dieses Typs.
→ mit moralisch-ethischer zu befragen, moralisch
auch in Frage

Aber ich muß an meine Arbeit. Der
Brief ist eingewollt und eingewollt
lang geworden

IKGS

Ja, es ist sehr wahr: man müßte sich
öfter sprechen. Rethberg ist eine geistig lak-
me Stadt, denn die kein Weltkunst geht;
es gibt hier sehr viel Hochmüßige, aber
wenig schöpferische Menschen. Eine Fa-
kultätsübung nimmt es mit jedem Ein-
lenkungsfuß auf; ich bewundere, wie man
sich so wirklich netzen kann. Die Bier-
geiligkeit ist wie Kork; sie bringt
den heimliche Ertränkenden immer wie-
der nach oben — und die Biergeiligkeit
eine unwillkürliche Genussung bringen
kann.

Ich hatte Ihn bei der Hölzerlin so
gleichsam sprachlos überwieht, weil
ich ihm Vorname nicht erfuhr
und ich von jener eine merkwürdige
Abneigung hatte, den Namen eines
Menschen ohne seinen Vorname zu
schreiben, so als ob man ihn da-
mit etwas mache.

Was macht Rethberg? ^{Erstmalig}
^{man hat's nicht}

Mit best. Grüßen und Emp-
fehlungen an Ihre Frau

Jh.
i k g s
Johannes Klein

11.11.1948

Lieber Herr Professor Klein,

ich hätte Ihnen schon längst etwas über Ihre "Heimkehr zur deutschen Dichtung" sagen sollen, die ich mit großer Zustimmung und Freude an der Lektüre Ihrer Schau, bei einigen Teilen auch mit etwas Widerspruch gelesen habe, worauf ich später noch zurückkomme. Auch für das Hölderlinbuch hätte ich schon ausführlicher in meinem und im Namen meiner Frau - sie heißt Maria - danken sollen. Ich las es und freute mich Seite um Seite daran. Meine Frau kam noch nicht dazu es zu tun. Sie ist mit dem Haushalt in einer ständigen Flage, heute umso mehr, als meine Schwägerin verreist ist. Warum ich nicht früher ~~schick~~, erklärt sich mit der Arbeit an einer Novelle, die ich nun abgeschlossen habe. Sie ist mir schwer gefallen, weil sie unmittelbar in die elementaren Geschehnisse der Zeit hineinfällt. Ich halte sie für eine meiner wichtigsten Niederschriften und bin versucht, Ihnen eine Abschrift zu übersenden, aber noch soll sie etwas abliegen. Überdies hoffe ich, sie irgendwo in einer Zeitschrift zu veröffentlichen, und dann könnten Sie gleich ein besser lesbares Exemplar empfangen. Mir wäre es sehr erwünscht, dann von Ihnen zu hören, ob Sie damit einverstanden sind, wie ich - ich beziehe mich hier auf das Zitat aus Ihrem Buch - ein Teil unseres Elends zwar wiedergebe, aber zugleich die Mächte herbeirufe, die Gottes Zeichen tragen. Ich las die Novelle einigen Leuten von Verständnis vor und erlebte dabei, was ich so nur noch bei meinen neuen Balladen, die ebenfalls der Gegenwart ihre Stoffe verdanken, erlebt habe, eine Erschütterung, die mir - von Menschlichen nun abgesehen - bestätigt, daß ich Notwendiges ausspreche.

Ich freue mich sehr, daß Sie meine Novellen in Ihrem neuen Buch behandeln wollen. Ich nahm nochmals eine Musterung in den kärglichen Beständen meiner eigenen Werke vor und kann Ihnen jetzt auch den "Sturz aus der Kindheit" übersenden, worin Sie den "Zigeuner" neben anderen Novellen finden. Überdies sende ich Ihnen die "Reinerbachmühle". Von ihr habe ich leider bloß - außer den Handexemplaren - noch dieses Stück, das auf der letzten Seite verstümmelt ist, doch das schadet nichts, weil der Riß nicht die Novelle selbst, sondern bloß das Nachwort verletzt hat. Ferner schicke ich Ihnen eine Handvoll Anekdoten. Es sind kleine Geschichten aus dem ersten Weltkrieg, die ich in einem Band herausbringen wollte. Sie wurden eben gesetzt, da schlug eine Bombe ein, und das Buch - es sollte den Titel "Habt acht" tragen - erschien niemals und wird kaum noch erscheinen, solange die Welt so offenbar unter dem Palmwedel der Friedfertigkeit lebt; freilich jenseits der unbekannten deutschen Landesgrenzen würde es der Kehrseite jenes Wedels vermutlich erwünscht sein, sofern es in den Geschichten um andere als deutsche Menschen handelte. Sie werden sehen, daß es nicht die sattem bekannten Soldatenanekdoten sind vom letzten Mann am Geschütz und dergleichen, sondern solche, die ein merkwürdig Menschliches zum Ausdruck bringen. Das Buch sollte natürlich viel mehr solcher Anekdoten umfassen, als ich Ihnen zuschicke, aber als Probe genügt dies umso mehr, als ich einige der mir liebsten Stücke wie die "Goldene Tapferkeitsmedaille" und "Die unvergeßliche Saat" beischloß. Dabei geriet mir noch eine Kindergeschichte in die Hand - "In solchen Tagen ist Weihnachten". Ich schicke sie mit. Vielleicht macht sie Ihrer Frau Spaß. Ich las das kleine Stücklein neulich für den Stuttgarter Sender, als ich dort öffentlich lesen sollte, aber die Stadt hatte Ausgehverbot.

Außer den Soldatenanekdoten verbrannte 1944 auch ein eben fertiggestellter neuer Novellenband von mir, "Schicksal und Läuterung". Er enthielt außer verschiedenen Ihnen bekannten Novellen wie "Der Urlaub", "Der baltische Graf", "Der Säbel", "Die gefangene Eiche" noch andere Arbeiten und sollte eine zweite Zusammenfassung meiner längeren Novellen sein, nach der ersten des "Sturz aus der Kindheit". Wann das Buch neuaufgelegt werden kann, wissen die Götter. In der Novelle "Der Säbel" kommt ja diese so benannte Waffe vor, im "Urlaub" schießen Geschütze - man wird warten müssen.

Sehr gern hätte ich Ihnen ein Exemplar der "Flausen und Plunkereien" zugeschickt. Ich habe kein verfügbares mehr. Aber das Buch wird im nächsten Frühling neuaufgelegt. Dann denke ich natürlich an Sie. Sollten Sie es vorher brauchen, so bitte ich Sie, es mich zu gegebener Zeit wissen zu lassen - ich schicke Ihnen dann eins meiner Handexemplare als Leihgabe, bis die Neuauflage veröffentlicht wird.

Ich bin neugierig auf die von Ihnen beschriebene Art, wie Sie den Inhalt der in Ihrem Werk behandelten Erzählungen wiedergeben wollen. Es leuchtet mir ein, daß Ihre Methode viel lebendiger ist als die übliche, aber noch kann ich mir nicht ganz klar vorstellen, wie Sie es machen. Übrigens - um nochmals auf meine Novellen zurückzukommen - Sie mein Schaffstein wisse vielleicht Rat bei der Beschaffung meiner "Flausen und Plunkereien". Schaffstein kann da nicht helfen. Er hat ja lediglich meine "Gefangene Eiche" verlegt, fast alles übrige war bei Langen-Müller ist jetzt zum Teil noch unbeheimatet oder bei Bertelsmann, Declam, Staackmann und bei den Hanseaten, wo sich das meiste versammelt wird. Nicht nur Deutschland, auch die Schriftsteller werden jetzt durch Zonenverlegerischer Rechte aufgespalten.

Meine Bemerkung, daß ich gern nach Marburg lesen käme, soll Sie ja nicht veranlassen, sich meiner wegen Mühen aufzubürden. Das wäre noch schön, wenn Sie sich als Vortragsveranstalter für mich betätigten! Ich dachte nicht daran, Sie zu belasten. Aber da Sie mich nun fragen, so will ich doch Auskunft geben: eine Lesung vor Studenten mache ich mit Freuden, wenn meine Reiseauslagen gedeckt sind und ein gewisses Honorar überdies als sicher angenommen werden kann, so daß ich in dieser verdammt geldknappen Zeit vor mir selbst eine Rechtfertigung finde, vom Schreibtisch weggeblieben zu sein. Sie sprechen von einer Gesamteinnahme von 400 M. Nach Abzug der Saalkosten bliebe da sicherlich genug übrig, um meine Fahrt- und Aufenthaltskosten zu decken und auch ein Honorar würde wohl noch herauspringen. Ich kann von hier aus nicht übersehen, wie das wäre.

"Des Teufels General" muß man eigentlich lesen. Bei der Aufführung wird das Schlimmste gestrichen. Sie haben recht, Harras ist ein saftiger lebendiger Mensch, typisch für die Generale des zweiten Kriegs ist er aber nicht. Der unflätige Ton um diesen urwüchsigen Kerl paßt mehr in den ersten Weltkrieg. Zuckmayers ekelhafte Liebe zu Schlüpfrigkeiten - bei der Aufführung wird viel gestrichen - und seine Lust, immer die Kaschemme oder sonst eine feuchtfröhliche Umgebung zu wählen, nützt natürlich der derben und lebendigen Charakteristik, aber sie verfälscht das Bild der Wahrheit. Diese schreckliche BDM-Figur Pützchen ist da besonders abwegig. Ich kannte viele BDM-Führerinnen. Von keiner vernahm ich auch nur ein einziger anstößiges Wort. Ich kannte kein einziges unanständiges Wesen unter ihnen. Solch ein Pützchen ist ein Bohème-Gewächs. Undenkbar, daß, wie es im Stück geschieht, ein Vater solch eine Tochter so unsauber reden ließe, und gar ein Industriekapitän. Und gar in Offizierskreisen wäre eine solche Erscheinung sofort zur Tür hinausgeflogen. Sabotage ist keine Lösung. Selbst Zuckmayer, gefragt, was er als Offizier getan hätte, antwortete, er hätte nicht Sabotage getrieben. Harras deckt die Sabotage, er deckt sie, obgleich sie seine Untergebenen und Kameraden meuchlerisch mordet. Solch einen General gibt es nicht und gab es nie. Jeder hätte den Oderbruch sofort fesseln und abführen lassen. Es gab, auch unter den Männern des 20. Juli, keinen, der die Niederlage herbei-

führen wollte. Obgleich niemand ahnen konnte, wie sich unsere Gegner als Sieger betätigen würden, so wußte doch jeder, daß es beispiellos sein werde. Es war ja nicht so, als hätte man wählen können zwischen einem Übel und einem Guten, sondern man sah sich vor der Wahl, ein Übel zu beseitigen, um wahrscheinlich ein schlimmeres einzutauschen, das *Ende des Reiches*. Das lähmte auch die Männer vom 20. Juli. Ihr Staatsstreich war dilettantisch, zögernd, immer davon behindert, daß sie sich sagten, unter Umständen macht Hitler es doch. Er aber fühlte den Widerstand seiner Mitarbeiter. Das machte ihn schließlich rasend, da er meinte, sie begriffen das Revolutionäre seines Weges aus bürgerlicher Bedenklichkeit nicht. Er kam zu seinen Exzessen stufenweise, in wachsender Verzweiflung. Ich habe über diese Dinge mit vielen Männern gesprochen, darunter mit solchen, die dem 20. Juli nahestanden. Als das Attentat geschah, hätte dessen Gelingen einiges, nicht viel, besser ausgehen lassen können. Hitler war damals bereits unzurechnungsfähig. Es mußte also unbedingt gehandelt werden. Das rechtfertigt die Attentäter, aber wie sie handelten, ist unverzeihlich dilettantisch. Nicht einmal die Nachrichtenstelle des OKW nahmen sie in die Hand. Für einen Dichter liegt hier ein grauenhafter Stoff, grauenhaft in jeder Hinsicht. Zuckmayers Lösung ist gänzlich unhaltbar. Er macht es sich zu leicht. Er ist frivol. In die schwersten Konflikte eines staatsstreuen und volkstreu Mannes gießt er Schnaps. Das geht nicht. Mag sein, daß das Ausland einen Harras sympathisch findet, mag sein, daß dies ein anderes Bild von unseren Soldaten zeichnet, als es durch die gegnerische Propaganda nun schon mehr als ein halbdutzend Jahre vertrieben wurde, aber die Völker draußen haben niemals dies bössartige Gemälde ehrlich geglaubt. Sie erlebten unser Heer als Besatzung. Höchstens in neutralen Ländern, wo sich solche Verzeichnungen immer länger halten, ist das anders und heute auch nicht mehr. Die moralische Waage senkt sich durch die Vorgänge der Gegenwart und die Kenntnis von den Ungeheuerlichkeiten des Jahres 1945 ständig zu unseren Gunsten.

Die Literaten haben uns im Ausland so grauenhaft karrikiert. Wenn man diese Menschen in Aktion erlebt, so schaudert man. Ich hatte neulich Gelegenheit dazu. Ich war bei Kolbenheyers Spruchkammerverhandlung. Er benahm sich fabelhaft. Aber was da auftrat gegen ihn, erreichte nicht bloß die Empörung der Zuhörer, sondern gehört zur Schande unserer Zeit. Professoren, geschwollen vom Dünkel des Fachphilosophen wetteten gegen den philosophischen Außenseiter. Sogar das wurde gesagt: es sei belastend für Kolbenheyer, daß nicht etwa er ein besonders wilder Nazi gewesen sei, sondern daß viele Nationalsozialisten Kolbenheyerianer gewesen seien. Es ging gar nicht um die paar Bekenntnisse Kolbenheyers zum Nationalsozialismus, sondern um die Austragung einer alten Fehde, wieweilich davon nicht deutlich die Rede war. Um 1930 hatte Kolbenheyer mit einigen anderen seinen Sitz in der Dichterkademie aus Protest gegen das totalitäre Regime niedergelegt, das dort Döblin, Heinrich Mann und solche Leute ausübten. Damit hatte der Widerstand der deutschempfindenden Dichter begonnen, der ja schon vor 1933 immer mehr Zustimmung im Volk fand. Blickt man heute zurück; was blieb von den Berühmtheiten jener Zeit? Kein Emil Ludwig, auch Heinrich Mann und Döblin, Feuchtwanger, Wassermann und wie sie alle heißen, die damals Presse und Handel beherrschten, hielt sich. Es blieb, abgesehen von Th. Mann, jene Fronde um Kolbenheyer, Hans Grimm, Strauß, Schäfer usw. Sie können eben mehr und haben mehr Substanz. Und das soll Kolbenheyer nicht verziehen werden. Darum diese beispiellose Spruchkammerverhandlung, deren Vorsitz ein Prager jüdischer, sehr fetter literatenhafter Mensch führte, der an Voreingenommenheit, Unverschämtheit, Bössartigkeit ohne Vergleich war. Es gab amüsante Episoden, als z.B. ein Beamter des ehemaligen Propagandaministeriums aussagte, man habe Kolbenheyer nie als Mittsteller bei Goebbels erlebt, wohl aber Kästner, der unter den Namen Neuner während des 3. Reichs sehr erfolg- und verdienstreich als Lustspiel- und Filmautor gelebt habe, unterstützt vom Ministerium, aber das fiel unter den Tisch, denn Kästner war Belastungszeuge. Daß selbst Bergengruen eine schriftliche Zeugenschaft gegen Kolbenheyer einreichte, erschreckte mich. Wenn sogar dieser ernste Dichter nicht weiß,

daß man vor einem solchen Forum nicht anders denn als entlastender Zeuge erscheinen kann, dann ist es schlimm um die Leute bestellt, die an der Rampe stehen. Man hat Kolbenheyer mit 5 Jahren Arbeitsverbot geistig zum Tod verurteilen wollen, das Ergebnis wird durchaus anders sein. Sie fragen nach Renberg. Ich sah ihn nicht mehr. Ich hörte bloß, daß ein gewisser Exelsberger - oder so ähnlich - ihn, samt Kolbenheyer und Dwinger als Verräter am deutschen Geist im Münchner Rundfunk bezeichnete und zum Boykott gegen ihn aufrief.

Eben fällt mir ein: im Ausland werden jetzt Jodls Briefe aus der Nürnberger Zelle verbreitet. Das Bild des deutschen Offiziers, das sich aus seinen Bekenntnissen ergibt, wird weithin wirken, tiefer als die Gestalt eines Harras. Ich lege Ihnen ein Exemplar dieser Briefveröffentlichung bei, bitte Sie aber, es mir wieder zurückzusenden. Mir wurde es aus Buenos Aires zugeschickt.

Ihr Buch "Heimkehr zur deutschen Dichtung" durchzieht eine tiefe Tragik, die wohl als Gefühlfrucht des Kriegs in Ihnen zurückblieb. Man spürt, wann Sie das Büchlein verfaßt haben, das bei der Kennzeichnung unserer Dichtung so außerordentlich bedeutende Einsichten vermittelt. Nicht folgen konnte ich, wenn Sie die Enge unserer Dichtung so oft erwähnen. Ich habe diese Enge nie empfunden. Ich empfand die Franzosen als eng. Ein Balzac mit seiner ungeheuerlichen Mannigfaltigkeit der Personen und Ereignisse wird natürlich auf der ganzen Erde gelesen, aber es ist doch eine Welt, die es nicht bloß an Tiefe nicht, die es auch an Weltfülle nicht aufnimmt mit manchen deutschen Dichtern. Ich weiß, Sie meinen mit Enge eigentlich die deutsche Lebensenge. Stimmt das? Unsere Geschichte, und nur sie allein, verlief immer stellvertretend für das Abendland. Sie war weit, die französische eng, sogar die englische eng, denn hier kommt es nicht auf Quadratmeilen an, doch selbst wenn es darauf ankäme, wir haben viele Jahrhunderte lang Europa wesentlich bestimmt, sogar beherrscht, nicht bloß unter den Staufern, sondern auch unter den Habsburgern, noch unter Metternich, noch unter Bismarck, und unter Hitler wieder. Die deutsche Wirtschaft war schlechthin die ganze mittel- und osteuropäische und wird es, sobald die heutigen Zustände versinken, ganz natürlich wieder. Seit Karl dem Großen waren die Deutschen bis 1914 in Osteuropa, besonders auch in Österreich, die sehr vorsichtig auftretende, völkervereinigende, aber doch durchaus die entscheidende Schicht. Der deutsche Adel, der deutsche Kaufmann und Gewerbetreibende hatten eine räumliche Wirkungsweite wie die Franzosen niemals, wie auch die Engländer nicht, da diese ja bloß auf farbige Völker einwirkten, wir aber auf Europäer. Gewiß, unser Bürgertum im Binnenland hatte Züge der Enge, die aus der Übervölkerung herrühren, aber jeder deutsche Spießer ist ein Weltmann gegen einen italienischen oder französischen Spießer, an Bildung ganz besonders, worin er den Engländer ebenfalls übertrifft. Die revolutionäre Umschichtung infolge der Industrialisierung hat freilich bei uns mehr als bei den anderen alte Formen zersetzt, nirgend waren die literaten volksverderblicher, aber wir sind nun einmal in unserem revolutionären Zeitalter, das lange nicht zu Ende ist, und Revolutionäre sind unangenehm, nicht ihrer Enge, sondern ihres Ausgreifens wegen. Eng empfinde ich bei uns nur eins, die moralisierende Anfälligkeit, die besonders heute im Schwange ist, die kindische Vorstellung, die Geschichte sei sittlich, wir aber wollten das nicht wahrhaben, weswegen wir böse und andere gut seien. Diese Anfälligkeit kommt zu schauerlichen Entfesselungen. Über die Grausamkeiten des 3. Reichs ist kein Wort mehr zu verlieren, aber wer wagt es bei uns, Vergleiche zu ziehen, z.B. in irgendeinem Kreis die Existenzen zu zählen, die durch solche Grausamkeiten vernichtet wurden, leiblich, beruflich, wirtschaftlich und rechtlich, und dann jene Existenzen zu zählen, die heute das gleiche erlitten haben durch all das, was als Säuberung Gesetzeskraft erlangte unter Zustimmung demokratischer Parteien, während jene früheren Grausamkeiten nachweislich zur Last eines Diktators gehen und weniger Helfer. Man hat an Zahl viel mehr, unerhört viel mehr Existenzen seit 1945 unter dem Vorzeichen der Menschlichkeit vernichtet, wobei noch die 15 Millionen Verjagten, 3 Millionen getöteten

Ostdeutschen und zwei Millionen geschändeter Frauen nicht gerechnet sind nicht gerechnet die restlose Ausplünderung, der Verrat der feierlich verkündeten Atlantik Charta, die Entmachtung Deutschlands und die Stellung unseres Volkes unter Sklavenverfassung. Aber unsere moralische Anfälligkeit nimmt das hin. Freilich nicht das Volk! Das hört sich derlei nicht mehr an. Doch was da bei uns regiert und Zeitungen macht, tut so, als wären die Jahre des Dritten Reichs eine einzige Schande, und mit vollendeter Herzlosigkeit bejahren diese Menschen, was jetzt geschieht. Damals geschah eine Revolution. Es war ein strahlend begonnener Versuch, Europa neu zu ordnen, das in Versailles vernichtet worden ist; in einem gewaltigen, schließlich verzweifelt, meinetwegen auch schrecklich dargebrachten Opfer für ein neues Europa der Werte verschwendete sich unser Volk, wie es sich immer verschwendet. Gewiß, ~~seine~~ ^{seine} ~~Werte~~ ^{Werte} getötet und auch geknechtet, aber das geschieht seit dem Zusammenbruch in größerem Umfang und gänzlich sinnlos, gänzlich in einer das Abendland zerstörenden Weise, mit dem Ziel, ob eingestanden oder nicht, bewußt oder unbewußt, mit dem Ziel, die Massenherrschaft endgültig einzusetzen, die ein Jammer der Epoche ist und die auch im Dritten Reich ihre Tribute verlangte, aber in der Idee wollte das Dritte Reich die Masse bändigen und die Persönlichkeit heben. Ein fürchterlich tragisches Geschehen, aber es hatte auch Größe. Es warf Samen aus, es trieb vorwärts. Jetzt ist Heuchelei allein übriggeblieben. Damals bot man dem Gegner noch die Brust, jetzt ist die Atombombe übriggeblieben. Gesiegt hat, wer die meisten Frauen und Kinder möglichst ungefährdet töten konnte.

Das ist die Gegenwart. Liegt darum ein Fluch auf uns? Nein! Ein Segen! Wir sind seit Jahrzehnten in einer Revolution. Wir sind in ihr die unheimlichsten Wege gegangen. Hitler verriet das Maß des Reiches und unserer Geschichte, als er tat, was die Engländer in Irland oder die Amerikaner den Indianern antaten. Nicht vor ihnen, nur vor uns ist er abtrünnig gewesen. Aber er war auch ein Werkzeug Gottes und hat auch im Glauben einer großen Sache und eines abendländischen Zieles gehandelt, während heute niemand darnach handelt, am wenigsten die deutschen Staatsleute, die sich ihm gegenüber als sittlicher Vorkommen und doch allein durch die Säuberung mehr deutsche Existenzen vernichteten als er.

Und dennoch - all dies ist ein Segen, weil es uns weitertreibt dem Neuen zu, das sich aus dieser Epoche gebären will. Wir kennen es noch nicht, wir wissen höchstens, es wird dem Gegenwärtigen ganz bestimmt nicht entsprechen. Wieviel Millionen deutsche junge Männer starben tapfer dafür in jenen endlosen Kriegsjahren, und niemand spricht heute öffentlich von ihnen, es sei denn, daß man ihren Kampf verfälscht. Sie starben zunächst dafür, daß uns das nicht angetan werde, was wir jetzt erleiden, die starben aber vor allem für das, was kommen wird, und zwar wesentlich aus uns kommen wird, denn wir sind ja das revolutionäre Volk der Gegenwart, das immer noch im Kampf steht, mag man ihm auch einreden, dem sei nicht so. Das Schicksal wird uns dazu schon zwingen. Ich glaube zwar, daß Geistiges die Frucht unseres Leidens sein wird, aber ein Geistiges, das nicht auf Ungreifbares beschänkt sein wird, denn unser Weg durch die Geschichte war nie ein lediglich Besinnlicher, sondern ein auch ins Äußere Dasein mächtig eingreifender.

Man kann darüber streiten, ob Italienisch schöner sei als Deutsch. Ich finde es nicht. Der oberflächliche Wohlklang des Italienischen wirkt auf mich langweilig und fast komisch. Ein gut gesprochenes Deutsch hat weitaus mehr Melodie und klangliche Mannigfaltigkeit. Aber man kann nicht streiten über die Ausdrucksfähigkeit und Fülle unserer Sprache. Sie hat oft nicht die Eindeutigkeit der Französischen, aber das liegt daran, daß in dieser Sprache stehende Redensarten so massenhaft gebräuchlich sind. Sie hat viel weniger Möglichkeiten. Unsere ungemischte Sprache hat noch die geheimnisvolle Fruchtbarkeit, die nur aus unverpflanzten Wurzeln stammt. Sie spricht oft von der Häßlichkeit der Alltagssprache, aber ist die englische schöner, die französische? Ich glaube nicht.

Wir haben etwas Verschwenderisches in unserem Wesen. Selbst die peinliche Sucht, uns anzuklagen, stellt solch eine Verschwendungsfähigkeit

dar. Kein anderes Volk würde in einer Niederlage mea culpa schreien. Be-
tut man es. Die Franzosen würden schreien, gloire, insgesamt 10 Jahre
lang in zwei Kriegen der ganzen Welt widerstanden; sie schrien solange,
bis die Welt sie bewunderte. Wir beachten unseren Ruhm gar nicht. In
Finnland wollte man wie bei uns säubern. Kein Mensch war als Durchfüh-
rungsorgan zu finden. Fabelhaft, gewiß! Aber man kann auch sagen, ein
Volk mit solcher Haltung hat wenig Möglichkeiten. Nein, wir sind nicht
eng. Ein enges Volk erschüttert die Welt nicht so, wie wir es getan haben.
Sie sagen an einer Stelle, unsere Dichtung habe immer die Liebe verkün-
det. Hat sie das? Hat das überhaupt je eine Dichtung? Sie hat Gott zu
verkünden versucht! Und Gott ist nicht nur Liebe, o er ist schrecklich.
Freilich, die Liebe ist ein merkwürdiges Gewächs. Tätige Liebe habe ich
am unmittelbarsten außer bei Müttern, Vätern und zwischen Geschwistern
dort erlebt, wo das Unheimliche vor sich ging, im ~~xxxxxxx~~ Feld.
Daß wir aus Gottes Willen - mag man es Liebe nennen - als Volk nicht
entlassen wurden, sondern ihn erfüllen, erkenne ich auch daraus, daß ~~uns~~
noch Gefühle der Schuld empfinden läßt. Andere Völker tun Böses und
leugnen es glatt, ja sie nehmen es mit blutigen Händen gar nicht zur
Kenntnis. Sie bilden sich ein, die Besten zu sein, nicht nach Leistung,
nicht nach Hingabe, nicht einmal nach Rasse, also nicht nach immerhin
meßbaren Setzungen, nein, moralisch. Das ist Enge. (Neulich las ich in
Stuttgart, wo die ~~im~~ 10 Tage nachts daheim bleiben mußte, weil drei
amerikanische Soldaten verletzt worden waren, einen Anschlag der Ame-
kaner; sie behaupteten, nie sei ein Volk unter Besetzung so frei gewesen
wie das unsere. In Paris verschwanden allwöchentlich etliche deutsche
Soldaten. Man fand später ihre Leichen. Unsere Kommandantur verordnete
keine Ausgehsperrn. Das Beispiel ist nicht willkürlich gewählt. Es zeigt
wie selbstüberzeugt die anderen sind, aber was nützt es ihnen? Es waren
doch Tausende von Stuttgartern während des Kriegs in Paris. Sie können
vergleichen. Und so schlägt sich die Anmaßung selbst). Hitler fiel von
seiner Aufgabe ab. Unsäglich ist das von uns bezahlt worden, über jede
Gerechtigkeit hinaus. Liebe? Nein, wir werden von Gott vorwärtsgetrieben.
Wir stehen unter dem Schicksal. Das ist sehr schwer. Aber wir sollen et-
was werden.

Sie werden fragen, wo in diesen Gedankengängen das Menschliche bleibe.
Sollen wir uns nicht davor hüten, das Menschliche, sagen wir ganz deut-
lich das Humane, mit Gefühlsamkeit gleichzusetzen? Das nämlich geschieht
meist. Freilich, nur bei uns. Sie haben in Ihrem Büchlein sehr schön und
tief ausgeführt, was unsere Dichtung kennzeichnet. Ja, dieses Große und
Menschliche, wo fanden Sie es jemals, auch im Volke, häufiger als bei uns?
Und zu jeder Zeit! Ich fand es in solcher Fülle nur unter Deutschen. ~~man~~
ich habe den größeren Teil meines Lebens im Ausland verbracht. Unmensch-
liches geschah durch Deutsche, niemand leugnet es und jeden von uns be-
drückt es, aber wo ist sonst noch solche Fülle des Menschlichen zu finden,
wo spielt noch Geistiges eine solche Rolle, wo hat es noch wirkenden
Rang, selbst in seinen Entartungen, zu denen ich auch die Neigung, sich
ins moralische Bockshorn jagen zu lassen, zähle? Liebe zu verkünden, ist
gewiß nicht die ~~mit~~ Aufgabe der Dichtung. Weder Kleist, noch Goethe, noch
Schiller, noch Shakespeare, noch andere große Dichter mit wenigen Ausnah-
men lassen sich daraufhin festlegen, von den großen Epen ganz zu schwei-
gen. Rang, Wertbewußtsein, Schicksal, Gott, Suchen nach dem Sinn - all die
könnte man schon eher nennen. Aber sollte nicht dies für unsere Dichtung
kennzeichnend sein: daß sie das Abendländische zu gestalten versucht? Ich
weiß, jede Festlegung ist unzulänglich.

Ach, lieber Herr Professor, nun ist mir in diesem Langen Brief das Herz
durchgegangen. So ist das mit mir in dieser quälenden Zeit. Einige Sätze,
die mich nicht ganz überzeugen, und schon rast es mit mir los, und mit den
verursachenden Sätzen hat, was ich sage, kaum noch etwas zu tun. Sie wer-
den es schon bemerkt haben. Darum muß ich Sie um Nachsicht bitten.

Mit sehr herzlichen Grüßen und guten Wünschen
Ihr

Professor Dr. Johannes Klein
(16) Marburg (Lahn)
Haspelfstraße 151

Marburg, am 15. 11. 1948.

Lieber Herr Dr. Killich!

18. 11. 48 *hammer*

Im Augenblicke bin ich sehr beeinträchtigt durch eine grippe-artige Erkrankung, möchte aber nicht versäumen, auf Ihre Briefversendung und Ihren langen Brief mit herzl. Dank zu antworten. Sie werden von mir Neues hören; am besten schicke ich Ihnen später eine Probe, wie ich solche Dinge ansehe. Eigentlich kennen Sie eine: den Abschnitt über Sie „Verwilderung des Pescara“ in der „Heimkehr“ für deutsche Dichtung. Man fehlt hier natürlich die Form: Analyse.

Leider habe ich, zum Grimm meiner Studenten, meine Vorlesung noch 2 Stunden einstellen müssen. Ich hatte dazu Gründe (i. d. eigene Arbeiten, die sonst nicht fertig werden, aber auch Geldsorgen; da man sich als Nichtordinarius heute keine Vorlesungen mehr leisten kann); dennoch hat es mich bei dem gewählten Thema und meiner Liebe zu dieser Art Darstellung einen Kampf gekostet. Indessen bedeutet das nur eine Verschiebung und die Veröffentlichung bleibt unbenötigt. Nun liegt der 2. Band rechtlich noch hinaus. Für ihn habe ich denselben Vorzug wie bei Ihnen, daß ich unch-

ge Fragen persönlich klären kann.

Zu Ihren Ausführungen über meine „Steinchen“:
sa. die Lebens-Enge war gemeint. Gibt es da eine Stelle, die missverständlich klingt? Ich würde es bedauern;
ich meine, mit den Beispielen Stöckers und
Stillers mich deutlich gemacht zu haben. Beide
waren ja geistig sehr weite Menschen.

Dass es dennoch beim Deutschen Dichterschnitts bürger-
eine auch geistige und gescheitende Enge gibt, habe
gerade Deutsche Dichter (nicht nur Stöcker) und
Pöhlerszeit immer wieder gesagt. Ein Vergleich
mit den Dichterschnittsbürgern anderer Völker wäre
eine Sache für sich. Ich bin da vorsichtig. Ich habe
nicht die Schauer und Schrecken des Aufstehens
dieser Deutschen Dichterschnittsbürger und = Gebildeten
geschmeckt. Ich sehe es anders als Sie, empfinde
auch das „Barbarische“ stärker.

Vielleicht darüber, weil ich einmal in — in neuer
stark englisch gerichteten — zweiten Reich und in
der Weimarer Republik aufgewachsen und vom dritten
Reich ausgeschlossen worden bin. — Vielleicht, sehe
ich all dies anders, weil es mit der Perfide der
damaligen Macht ständig zu tun hatte, und weil
ich vielfach erlebte, dass gerade typische geistige
Deutsche im dritten Reich unmöglich sein konnten.

Sie kommen aus dem Deutschen des Niedrigen. Das war

großzügig, hatte Welt-Erfahrung und einen An-
strich von Adel. Die Österreicher waren die ein-
zigen Deutschen, die klappten. Wie man mit frem-
den Völkern umzugehen hat. Es ist natürlich,
daß Sie den Deutschen anders sehen als ich. West-
lich nordwärts erlebt man den auch anders als
ostwärts. Ich habe den „Hyperion“-Fluch. Obwohl
ich ihn nicht nachsprechen kann, allzuwohl ver-
stehen gelernt.

● Ich schreibe dies nicht im Recht zu haben,
am wenigsten gegen Sie. Ich liebe ja mein Volk
liebe es viel zu sehr, und habe 12 Jahre
daran getragen, daß mein liebster Mensch nicht
das Recht hatte, Deutsche zu sein, daß ich selber
nicht mehr für würdig gehalten werde, von deut-
schen Jüngern über die Größe deutschen Geisteslebens
zu reden. Sie wissen: ich habe die Forderungen
daran stellen müssen, daß ich mich von meinem
● Volk nicht trennen konnte, als man mich aus
Schweden hinausdrängte. — Aber davon kann mich
niemand überzeugen. Daß es eine letzte Rechtfertigung
für die Männer der 12 Jahre gibt: sie haben das
Reich nicht mit immer größer gestärkt, sondern
durch Aufzählung vernichtet, durch sinnlosen Krieg
(Krieg ist immer sinnlos) um die sittliche Kraft ge-
bracht. Unsere Anliegen waren falsch verstanden.

Ich bin der Letzte, der die großen Leistungen und Opfer
zweier Weltkriege leugnen würde und würde nicht, ob

die Welt dafür blind bleiben wird. Wir brauchen zweierlei:
mehr Mafien Glück und mehr Stolz im Unglück. Das
Beispiel Frauxvells lehrt, daß auch Wundelorgzeit heute
verbreitet ist. Was jedoch an Bitterkeit zu sagen ist,
weiß ich allzuwohl aus leide daran. Der Fall Kolbenheger
erfüllt mich mit Scham und Zorn. Wer mögen die
Fachkollegen sein, die auf ihm herumgetreten sind? Wie
billig! Ich hätte's anders gemacht.

Nun, lieber Herr Dr. Eillich, ich wundere mich über
alle Entartungen seit 1945 nicht. Ich habe vorher so
verblüffend Ähnliches erlebt, daß ich nicht mehr —
verblüfft bin. Man könnte höchstens die Kontinuität
des Ungeistes bewundern. Daß ein Volk, das schon lange
Sermaphen bekräftet ist, nach so unerkönl viel aus sich
herausgeholt hat — das mag feilich eine Hoffnung sein.
Auch ich bin ja nicht ohne Hoffnung.

Zu Widmungen schrieb ich auch: daß es keine Lösung
gefunden hat. Seine Neigung nach tote Liebe ich mir ge-
mocht, den Text müßlich wohl einmal lesen. Denn:
die Gestalt Harvas war eindrucksvoll.

Was die Grunds-Idee der Liebe angeht: ich meine sie
nicht, das Zentrum unserer höchsten Dichtungen, nicht
als Programm- oder Ähnliches. Daran halte ich fest. Man kann
nicht überall lieben, aber man muß aus der Liebe leben.
Aber ich bin ein Spätling der Deutschen Humanität. Ich
weiß, daß ich irre habe, kann aber an meiner
Stellung nichts ändern.

All dies, lieber und verehrter Herr Dr. Eillich,

nur als Gesprächs-Skizze, nicht zur Meinungs-
verschiedenheit. Sie sind eine ritterliche Natur
und verstehen, daß man seinen Weg geht,
aber jeden verehrt, der es ebenso tut. Ritter-
lichkeit ist eine Abart des Abens aus der
Liebe. Wer anders als der Ritterliche hätte das
„Liebe eine Feinde“ in wahrhaft aufrechter
Weise vertreten? Sie werden mich auch da
richtig verstehen, wo Sie zunächst stützten.

Ich verehere ja auch Sie. Meine Liebe zum
Deutschen ist tiefer, als ich sagen könnte.

— Ich habe mich vor einigen Tagen stark
positive Aussagen für einen prachtvollen Mann,
den man Haupt machen will, mißlieblich
gemacht. Ich bin neugierig, ob ich, bei der
eigenständigen Mittelstellung, die ich überall
einnehmen muß, davon wieder einen alten
Eisen geworfen werde. Sie sehen, ich nehme
meine Maximen ernst.

Grüßen Sie Ihre Frau. Erwäre herzlich,
wenn Sie in erreichbarer Zeit hier lesen
könnten. Später mehr.

Mit herzbl. Grüßen

Die Jde-Briefe sind
erschienen.

ikgs

Johannes Klein

Professor Dr. Johannes Klein
(16) Marburg (Lahn)
Häpelfstraße 151

Marburg, am 22.12.1948.

Lieber und verehrter Herr Dr. Zillich!

27.12.48

MJK-L

6

Darf ich Ihnen und den Ihrigen eine gute
Weihnacht und ein besseres neues Jahr mit einer
Ausbreitung Ihres mir so lieben Werkes wünschen!
Dabei hoffe ich, im nächsten Jahre wieder über Mün-
chen zu kommen und Sie wiedersehen zu dürfen.

Ich plane Anfang Januar eine Reise zu dem Ham-
burger Verleger meiner „Geschichte der Deutschen No-
velle“. Nichts, was zwischen uns besprochen wurde,
ist vergessen oder vergeblich gewesen. Wenn es so weit
ist, daß ich Ihre Novellen bespreche, so dürfen Sie gewiß
sein, daß ich eine echte Interpretation versuchen werde,
also beim Tatsächlichen nicht stecken bleiben will. Vielleicht
ergeben sich dann überraschende Gespräche und ein
Erraten tiefer Zusammenhänge.

Ich hatte neulich eine Unterhaltung, die gar nicht
unterhaltend war, mit einem jüngeren Fachkollegen.
Er gab mir zu erkennen, daß meine - von Ehrfurcht
vor dem schöpferischen Vorgang bestimmte - Haltung
überholt sei. Es sei Aufgabe des Literaturhistorikers,
die Dichter zurechtzurücken; „Darum“ fügte er mit hoch-
geheugenen Brauen hinzu, „daß seine bedeutende Stirn wie
bei einer alten Tante ganz faltig würde.“ „muß es mich
geben.“

Hier sprach der Nachwuchs hinter mir. Ich bin allerdings gar nicht der Meinung, daß man einen - unwilligen - Dichter zurückzuführen hat, und ich bin leider ^{auch} gar nicht der Auffassung, daß es mich geben muß. Seit diesem Gespräch begegne ich jenem Herrn mit einer fröhlichen Resignation; ich habe ihn in Gedanken fortgeräumt.

Die Schwierigkeiten, die ich neulich befürchtete, sind ausgeblieben. Allerdings ist es mir auch nicht gelungen, jenen prächtigen, ganz unprofessoralen Kollegen herauszukauen. Der Ankläger behandelte mich, als ob ich auf einmal unter Anklage stünde und suchte mich durch Kreuz- und Querfragen zu verwirren. Hernach erklärte er - in welcher Sitzung ich aber nicht mehr dabei war - , meine Aussage sei aus dem Korpsgeist (ein sprich Sarps, in der Meinung, daß es sich um ein deutsches Wort handelte) zu erklären. Daran hat mich weniger die Unkenntnis des Fremdwortes als die Ahnungslosigkeit über die Mentalität der Professoren erheitert.

Noch eins; Sie schrieben mir in Ihrer Ritterslichkeit zum Abschluß unseres brieflichen Gesprächs, ich hätte selbstverständlich recht. Ich bin nicht so sicher. Es wird auch künftig so sein, daß ich bei jeder Meinungsverschiedenheit Ihren Standpunkt hochachten werde, Sie haben viel Geschichte erlebt; Ihr Wort ist mir schwerwiegend. Rechnen Sie immer damit, daß ich zwar einen festen, aber keinen dogmatischen

Standpunkt habe und daß ich das Herz eines Menschen
wenigstens so verkehre wie seine geistige Führung. Ich
habe mir durch diese Konzilianz bei klarer eigener
Haltung viel Befreiden und Bitternes abgezogen, da
ich auch einen Feind, wenn er wirklich etwas war,
anerkannte. Denn ich bin von der Notwendigkeit
der Toleranz am tiefsten erfüllt, einer Toleranz,
die nicht immer leicht ist. Leicht ist sie überhaupt
• nicht, wenn man überall und nirgends steht.
Ich würde sogar jemandem fördern, der mein per-
sönlicher Feind ist, wenn es der Sache und seiner
Leistung wegen sittlich gefordert wäre.

Wieviel leichter ist es dann bei bloß abzuwehren.
Der Meinung und einem Mann wie Ihnen!
In gewissen Fällen habe ich gerne unrecht.

Ich hoffe wieder von Ihnen zu hören auf achtel auf
• das, was von Ihnen erscheint. Ich bin neuer Reibung
heraus ist, sah ich.

Lien Sie nun mit den Ihrigen herzlichst
gegrüßt von Ihnen

Johannes Klein

Professor Dr. Johannes Klein
(16) Marburg (Lahn)
Häpelfstraße 151

Marburg, am 20. Mai 1949

Lieber Herr Dr. Zillich!

Sehr lange habe ich nichts Näheres von Ihnen gehört. Doch hat einer meiner Schüler, Otto Gärtner, mit Ihnen korrespondiert, und inzwischen sah ich hier Willi Steinborn, der Ihnen ja wohl bekannt ist. Es war eine schöne Begegnung; er gefällt mir in seiner etwas grüblerischen, deutlichen Art und weil man den geistigen Menschen sofort spürt.

Heute etwas anderes. Einer meiner Schüler, Herr Erwin Katschinski, ist von mir angeregt, über Ihr episches Schaffen seinen Doktor zu machen. Die zuständigen Instanzen sind einverstanden, und so können wir an die Sache herangehen, vorausgesetzt, daß Sie Ihre Billigung geben. Ich dachte daran, Ihre Romane und Novellen in ihrer formalen Leistung (was bei meiner Methode immer bedeutet: Form als Ausdruck des Gehaltes, Form als die zweite Sprache neben der unmittelbaren) werten zu lassen. Denn eine Monographie über Ihr bisheriges Werk geht für eine Dissertation nicht gut an, weil wir noch viel von Ihnen erwarten und Ihr Werk gar glücklicher Weise noch lange nicht abgeschlossen ist. Dagegen schwebt mir vor, daß Herr Katschinski, wenn etwas Ordentliches aus seiner Arbeit wird, aus ihr eine Art Monographie für das allgemeinere Publikum machen könnte. Jedoch: das sind curae posteriores.

Erwin Katschinski, das verrät der Name schon, ist aus dem Osten, aus Ostpreußen. Er ist der Sohn eines Schriftstellers und selber schöpferisch begabt, kein leicht Schreibender, sondern eine herbe, sich durchwühlende Natur. Bisher hat er eine Novelle geleistet, die ich gut finde. Das ist für einen Dreißigjährigen nicht viel - aber er hat ja beinahe 10 Jahre durch Arbeitsdienst, Wehrdienst und Krieg verloren. Dann ist es natürlich.

Ich habe von Ihnen ja glücklicherweise eine Menge hier, sodaß wir auch das noch nicht zusammengefaßte Anekdotenmaterial, das Sie mir sandten, verwenden können. Würden Sie so lieb sein, ihm bei einer Bibliographie zu helfen? Er legt natürlich Wert darauf - immer vorausgesetzt, daß Sie mit dem Plan einverstanden sind - alles von Ihnen zu kennen und auch wesentliche Änderungen über Sie. Hier kann man natürlich das Meiste aus den Katalogen ansehen, aber dies und jenes entgeht einem doch.

Ich habe den Grundsatz, meinen Doktoranden Themen zu geben, falls sie selber nicht ausgesprochene Wünsche vorbringen (was mir das Liebste ist), die zu ihrem Leben in unmittelbarer Beziehung stehen. Katschinski ist erzählerisch befähigt, also gebe ich ihm eine Möglichkeit, sich an einem Meister wie Sie zu schulen und für sein eigenes Arbeiten einen bleibenden Gewinn zu ziehen. Hinzu kommt, was mir ebenfalls wesentlich ist, daß über dem Leben dieses jungen - ja nicht mehr ganz jungen - Menschen ein Schmerz liegt. Das ist der Verlust der Heimat und eines alten deutschen Kulturgebietes. Es gibt da Impulse, die sich mit den Ihrigen berühren, und er soll seine Arbeit mit wirklichem Herzeneinsatz leisten und nicht nur mit halb gelangweiltem, halb beschäftigtem Kopf, wie es sonst bei wissenschaftlichen Arbeiten in Deutschland als Ausweis gilt.

Weiter kann ich auf diese Weise einen Weg weiter beschreiten, den ich als

junger Dozent eingeschlagen hatte: unsere Wissenschaft, die im positiven Sinn nie eine sein kann, in ständigen Austausch mit der lebenden Dichtung zu bringen (und eigentlich gibt es in der Dichtung n u r Lebendes), also auch dem Schaffen der Lebenden zu dienen. Sie kennen meinen Grundsatz ja: er ist geistiger Dienst.

Später hoffe ich, Sie mit Herrn Katschinski persönlich bekannt zu machen. Er ist geldlich schlimm daran, sodaß eine Reise nach dem Süden für ihn unmöglich ist, und einhelfen kann ich auch nicht, weil ich mit meiner großen Familie und dem Anhang von Studenten selber mühsam durchkomme. Bei Ihnen ist es das Gleiche. Wir müssen also Geduld haben und uns vorerst mit dem schriftlichen Austausch begnügen.

Dagegen habe ich Aussicht, bei Ihnen im August oder September vorzusprechen, vielleicht sogar mit meiner Frau. Am 22. August komme ich in Gar-
misch an, in Ihrer Pension Hamburg, mit der ich schon vor Monaten festge-
macht habe, obwohl ich sie etwas teuer finde. Aber ich muß eine Erholung
haben und spare alles zusammen, was für diese Zeit nötig ist. Ich mache

eigens deshalb eine Vortragsreise mitten im Semester nach Düsseldorf. Denn ich weiß nun, was passieren kann, wenn man sich nicht erholt. Ich würde nicht mehr lange zu leben haben. Nun liegt es wahrscheinlich für mich günstiger, wenn ich auf der Rückreise, nach dem 22. September, nach Starnberg komme, denn dann habe ich mehr Zeit. Im August dürfte noch allerlei zu erledigen sein, Jugendtagung, Studententagung usw. Würde ich Sie dann antreffen? Ich würde mich sehr über das Wiedersehen freuen. Sie würden mich diesmal auch weniger bedrückt finden als vor einem Jahr.

Der Vorstoß mit der Arbeit über Sie war mir auch insofern wichtig, als ich damit einen ersten Durchbruch bei dem hiesigen Ordinarius - Werner Milch -
übrigens gegen die Fakultät vom Ministerium ernannt - erzielt habe. Denn man hat in Fällen wie dem Ihrigen mit einigem Widerstand bei ihm zu rechnen; doch habe ich ihn schnell überwunden. Er muß ja seine Zustimmung geben, eine für mich etwas eigentümliche Lage, die peinlich sein könnte (für mich gibt es keine Vorgesetzte, und wo ich sie hatte, bin ich miserabel mit ihnen ausgekommen, sodaß sie sich ebenso über mich haben ärgern müssen wie ich mich über sie), wenn er nicht den Takt hätte, die Situation, die entstanden ist, zu berücksichtigen; denn ich war ja eher hier, war gleichfalls verfolgt, wenn auch nicht emigriert, und man ist über mich hinweg gegangen, weil ich mich niemals beim Ministerium in Wiesbaden habe sehen lassen und auch künftig schwerlich hinfahren werde. Doch scheint es zu gehen, und ich denke auch an Ihren Wunsch, einmal herzukommen und zu lesen. Wir müssen so nach und nach die Bahn dafür frei machen.

Wie ist es mit Ihrem Schaffen? Wie geht es Ihrer Frau Gemahlin und Ihren Söhnen?

Mit herzlichen Grüßen

Ihr

ikgs

Johannes Klein

Starnberg am See, 11.3.1950

Lieber Herr Professor Klein,

am 11. Juni spreche ich in Kassel bei der Hauptversammlung der Gesellschaft für Deutsche Sprache. Ich bemühte mich, ^{hier} vor- oder nachher in Städten, die ich auf der Reise berühre, Leseabende zu verabreden, darunter auch in Marburg, wo mir Herr Professor Wolff als möglicher Veranstalter genannt wurde. Auf meine Anfrage antwortete er freundlich und veranlaßte, daß die Marburger Volkshochschule sich an mich wendete. Sie bot mir freilich bloß ein Höchstonorar von 20 M an und ist auch außerstande, meine Spesen zu decken. Eine so armselige Vergütung - bemerkenswert als Zeichen der Gegenwart - würde bedeuten, daß ~~nich~~ bei einer Lesung in Marburg zusetzen müßte, aber abgesehen davon - man darf für einen solchen Bettel nicht lesen.

Mir tut es sehr leid, daß ich nun nicht nach Marburg kommen werde, wo ich Sie gern wiedergesehen hätte.

Ich schreibe Ihnen von diesen Dingen bloß deshalb, weil mir Herr Professor Wolff mitgeteilt hat, daß Sie in der Haspelstraße wohnen, womit er wohl auf Sie hinweisen wollte; vielleicht hat er mit Ihnen auch über meine Lesewünsche gesprochen.

Ich hoffe, es geht Ihnen gut. Ihr Schützling Katschinski schrieb mir oft und legte mir mit Anfragen einmal eine Heidenarbeit auf den Nacken, die ich aber gern geleistet habe, denn der Kandidat nimmt seine Aufgabe ernst. Mitunter erscheint er mir etwas naiv.

Mir und den Meinen geht es unverändert belämmert, des bösen Geldmangels wegen. Schlimm, daß solche Sorgen die Arbeitsruhe oft stören. Überdies bin ich gezwungen, immer wieder Nebenarbeiten zu übernehmen, z.B. Herausgeberschaften. Eine sehr arge Grippe schlauchte mich in den letzten Wochen. Ich kam hart an einer Lungenentzündung vorbei und leide nun an den Nachwirkungen der scharfen Arzneien, die mich gerettet haben.

Viele herzliche Grüße und gute Wünsche

von Ihrem

i k g s

z.Zt. Düsseldorf, am 16. März 1950

Marburg / Lahn

Haspelstr. 15 F

Lieber Herr Dr. Zillich!

Ihr Brief wurde mir nachgesandt (ich bin zu Vorträgen hier). Ich halte es für gut, wenn Sie dennoch nach Marburg kommen. Ich hoffe, daß Sie noch nicht abgesagt haben. Das überaus schlichte Honorar darf Sie nicht schrecken, denn es kommt darauf an, daß Sie wieder gesehen werden. Sie können bei uns wohnen; dann kommt der Aufenthalt heraus, sodaß Sie keine Unkosten haben. Läßt sich die Fahrt nicht durch ein Rundreisebillet außerdem einsparen? - Meine Wohnung ist nicht gerade primitiv, aber auch nicht gerade komfortabel. Sie würden im Wohnzimmer auf einem Bettsofa schlafen; Waschgelegenheit ist in einem nachträglich eingebauten und wenig repräsentativen Badezimmer. Indessen sind Sie als alter Offizier Schlimmeres gewohnt. Ich würde meine Studenten auf Ihre Lesung hinweisen; ich selber bin möglicher Weise um die Zeit nicht da, sondern wieder in Düsseldorf.

Wer hat Ihnen denn Prof. Wolff genannt? Er konnte Ihnen nicht anders antworten, als er es getan hat, denn er hat keine Möglichkeiten zu irgendwelchen Veranstaltungen, es sei denn in der Art, wie ich sie mit Ihnen schon besprochen hatte: vom Seminar aus, aber mit der Schwierigkeit, daß wir ja kein Geld in die Hände bekommen und viele Laufereien haben, bis wir nachträglich die Unkosten bewilligt bekommen - wenn wir sie überhaupt bekommen. Das letzte Mal hat Wolff die Unkosten selber tragen müssen. Die Volkshochschule ist schon der richtige Rahmen dafür.

Wolff hat mit mir nicht gesprochen, sodaß ich Ihre Wünsche noch nicht kenne. Vielleicht teilen Sie sie mir mit. Wie sich Prof. Milch, der zuständige Ordinarius für mein Gebiet, verhalten wird, weiß ich nicht - oder doch vielleicht. Nein, es ist schon gescheiter, wir bleiben bei der Volkshochschule.

Ich höre mit Bedauern, daß Sie sich durchschlagen müssen und Sorgen haben, immer noch, immer weiter. Hat die bedenkliche Grippe Sie nicht empfindlich in dem neuen Buch unterbrochen? Wie steht es überhaupt damit? - - Ehe ich es vergesse: das Angebot der Volkshochschule erklärt sich wirklich aus der Not. Ich kenne die Verhältnisse genau; sie tun, was sie können, und sie können ~~wirklich~~ nicht mehr. Die Sache trägt sich nicht entfernt und ist ein rein kulturelles Unternehmen ohne geschäftliche Möglichkeiten.

In Eile (ich muß bald zum Vortrag weg, ich

reise Sonntag zurück)

und mit herzlichen Grüßen

Ihr

Johannes Klein



Marburg, am 23. April 1950

Lieber Herr Dr. Zillich!

Würden Sie am 13. Juni nach Marburg kommen können? Das ist der einzige Tag, an dem der Große Hörsaal (er faßt 400 Personen) frei ist. Ich denke daran, Sie für unsern Kreis für junge Dichtung zur Lesung zu bitten. Das Honorar wird dann höher, als die Volksschule es Ihnen bot. Ich werde die Sache, um die Unkosten im voraus zu decken, gegebenenfalls mit der Studentenschaft zusammen machen, übersehe heute natürlich noch nicht, wie hoch die Einnahmen werden und möchte es so einrichten, daß Sie den Reinertrag ganz bekommen. Man hat mit Werbekosten und der Summe für die Saalmiete zu rechnen.

Prof. Milch ist an den Folgen eines Selbstmord-Versuches in der vorigen Woche gestorben.

Es kommt darauf an, daß Sie nun disponieren. Paßt Ihnen der 13. Juni nicht, sondern einer der folgenden Tage, so muß ich einen andern Saal zu bekommen suchen, aber erstens wird er, wenn es in der Universität ist, dann zu klein sein, und wenn es außerhalb ist, wird er zu teuer. Es wäre also am besten, Sie könnten Marburg zwischen Kassel und Fulda einkalkulieren.

Ich denke, daß wir Ihnen 50 Mark sichern sollten und sehen, daß wir es auf 100 bringen. Ich kann es nur noch nicht versprechen, weil das alles vom Besuch abhängt. Ich hoffe, daß er ausgezeichnet wird.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr

Johannes Klein

Starnberg am See, 25. April 1950

Lieber Herr Professor Klein,

das ist ja eine überaus glückliche Nachricht, die Sie mir eben zuschicken! Sie hat mich aus einer dem scheußlichen Schneetreiben entsprechenden Stimmung gerissen, und auf einmal sehe ich die Welt freundlicher. So leicht bewegliche Wesen sind wir Menschen, wenn das Schicksal lange ungnädig mit uns verfahren ist!

Ich danke Ihnen herzlich, daß Sie die ausgezeichnete Lösung gefunden haben! Ja, ich komme, und so wie Sie es wünschen: am 13. Juni!

Der Termin ist für mich sehr günstig. Ich lese am 11. in Kassel, d.h. an dem Tage halte ich dort meinen Vortrag. Die beabsichtigten Lesungen in Fulda und Salzschlirf fallen aus und sollen erst im Herbst stattfinden. Ich kann also von Kassel direkt zu Ihnen kommen, wobei noch die Aussicht besteht, daß ich am 12. Juni in Kassel ebenfalls lese. Auf Wiedersehen also am 13. Juni in Marburg!

Daß Sie überzeugt sind, daß viele Hörer meine Lesung besuchen werden, ist besonders tröstlich. Ich gebe mich ganz in Ihre Hand. Sie werden es sicherlich auf die beste Weise machen, und mich dabei noch mehr als bisher zu Ihrem Schuldner *stempeln*.

Ich überlege, was ich den Studenten vorlesen soll. Es könnte das übliche Programm sein, nämlich eine Novelle zum Anfang - ich würde eine neue wählen, die in die Gegenwart und ins Elend der Flüchtlinge hineinführt (ich veröffentlichte sie vor einem Jahr in der evangelischen Monatschrift "Die Zeitwende") - dann kämen Gedichte an die Reihe und schließlich ein Abschnitt aus dem "Grünk", damit jung und alt etwas zum Lachen habe. Aber ich könnte auch, gerade weil es sich um Studenten handelt, etwas ganz anderes lesen: einen großen Aufsatz über Deutschlands gegenwärtige Lage, den ich in einem Buch von Farblichtbildern veröffentlichte, das der Apolloverlag Innsbruck-München vor Weihnachten herausbrachte; das Buch besitze ich selbst nur in einem Exemplar, es ist ungeheuerlich teuer, kam daher gar nicht in den Buchhandel, sondern wird vom Verlag hohen Behörden und reichen Industriebetrieben verkauft, die es illustren Gästen verehren; eine englische Ausgabe erscheint demnächst. Ich halte meinen darin veröffentlichten Aufsatz für einen meiner wichtigsten, er ist ein Bekenntnis zum deutschen Wesen, Geist und Schicksal, keineswegs im landläufigen Sinn politisch, wie soll ich es bloß kennzeichnen? Eine Erdeutung der deutschen Wesenhaftigkeit in der Welt. Schade, daß ich keinen Abzug verfügbar habe, aber ich schreibe sofort an den Verlag nach Innsbruck um einen solchen. Der Aufsatz wäre abendfüllend. Nun - ich muß mir die Sache noch durch den Kopf gehen lassen. Für ein gewöhnliches Publikum wäre der Aufsatz vielleicht zu schwer, für Studenten bestimmt nicht. Er ist so geschrieben, daß sie in Begeisterung verfallen müssen. Ich habe ihn verschiedenen Leuten von Verstand zu lesen^{ge}geben, und alle waren hingerissen.

Aber das hat noch Weile.

Nochmals vielen Dank! Ich freue mich sehr, Ihnen bald die Hand zu drücken. - Warum hat Milch seinem Leben ein Ende bereitet?

Bitte grüßen Sie Ihre Frau von mir und der Meinen. Und
Innenwie immer

von Herzen das Beste und ebenfalls herzliche
Grüße!

Ihr

ikgs

Marburg, am 26. April 1950

Lieber Herr Dr. Zill~~ich~~!

Also am 13. Juni! Eben habe ich mit dem Vertreter der Studentenschaft gesprochen. Wahrscheinlich kommt auch hier eine Einigung zustande, sodaß ich die Sache als Leiter des hiesigen Kreises für junge Dichtung zusammen mit ihr mache. Dann ist es ganz eine Veranstaltung der Jugend. Die Honorarfrage wurde auch schon verhandelt, und ich hoffe, es wird bei meinem Voranschlag bleiben.

Nun zum Gegenstand. Vom Dichter erwartet man Dichtung, jenen Aufsatz, so schön er sein mag, nicht. Sie würden enttäuschen, wenn Sie nicht Ihr Eigenstes gäben. Ich erinnere mich, wie einer unserer bekannteren Schriftsteller dadurch enttäuschte, daß er nur Aufsätze las. Und diese waren doch g u t und fesselnd. In Ihrem Fall käme hinzu, daß der Aufsatz abendfüllend würde, und das erschwert es. Leid tut es mir trotzdem, wenn wir ihn dadurch nicht hören, weil mir Deutschland so leidenschaftlich am Herzen liegt. Vielleicht machen Sie mir ihn dennoch zugänglich, vielleicht kann ich sogar etwas davon verwenden.

Voraussichtlich wird erst der Vertreter der Studentenschaft sprechen, danach ich. Ein Nachwort zu Ihren Lesungen erfolgt nicht; der Dichter soll das letzte Wort behalten. Bei dem Eindruck, den Sie persönlich zu machen pflegen, ist das ohnedies das Vernünftigste.

Also eine Novelle, die unter Flüchtlingen spielt. Gut. - Im Seminar werde ich den „Baltischen Grafen“ gerade jetzt behandeln, den „Grünk“ in der Vorlesung erwähnen. Herr Katschinsky wird sich freuen, Sie selber kennen zu lernen, hoffentlich auch Sie, i h n . Manchmal ist er sehr gescheit, und manchmal redet er sehr dumm daher, sodaß ich noch nicht dahintergekommen bin, ob er nun eigentlich begabt ist oder nicht. Es kommen solch sonderbare Mischungen ja vor, und bei einigen Leuten ist nicht nur die Schönheit, sondern auch die Gescheitheit tagesbedingt.

Sie werden in einem hiesigen Hotel wohnen und zu den Mahlzeiten bei uns sein.

Sinn dieser Lesungen ist, meinen jungen Menschen Dichter vorzuführen, die die Form meistern und Wege weisen, und zwar in der vollen , ~~natürlichen~~



natürlichen Einheit von Gehalt und Form. Das klingt nun sehr theoretisch, ist aber inniger gemeint. Vielleicht läßt sich noch ein Gespräch in kleinerem Kreise anschließen, in dem ich Sie mit Studenten zusammenbringe, die selber schreiben.

Ich freue mich herzlich, daß es nun doch etwas wird.

Milch bekannte kurz vor seinem Tode, daß er auf dem absteigenden Ast sei und daß er sich - er war 47 Jahre alt - a l t fühle. Er war ein Mensch, der aus dem Nichts kam und ins Nichts ging, begabt, ehrgeizig, nicht boshaft, aber rücksichtslos, wo es seinen Ehrgeiz galt, zur Objektivität in schöner Art immer bereit, auch hilfsbereit, aber ohne Mitte des geistigen Daseins, ohne Lebensmitte überhaupt, tolerant aus Mangel an eigenem Standpunkt, Relativist aus Verzweiflung, betriebsam bis zur Raserei aus Angst, mit sich allein zu sein. Eine Lungenentzündung warf ihn auf lange Wochen um, aber er erholte sich wieder und begann die rastlose und sinnlose Betriebsamkeit von neuem. In keiner Organisation von Bedeutung fehlte er, in keiner größeren Stadt war er unbekannt, in keiner großen Zeitung fehlte er unter den Mitarbeitern. -Da zeigte es sich, daß er zu früh wieder begonnen hatte. Er reiste plötzlich ab; draußen muß er in die Stille geraten sein, die er so sehr gefürchtet hatte, und als sie um ihn war, erschreckte ihn das Nichts. Es mag erst u m ihn gewesen sein, dann kroch es auch aus ihm heraus, und er erkannte, wie leergelaufen sein Leben war. In diesen schrecklichen Stunden bekannte er das Verfehlte seines Lebens. Der Mann, der von Grund aus untragisch war, geriet durch die Schwächung seiner Natur, die er draufgetrieben hatte aus Angst vor sich selber, doch noch in die Tragik eines schrecklichen Alleinseins; als ihm aber die Augen über sich selber aufgingen, konnte er nicht mehr leben. Man fand ihn eines Morgens bewußtlos; es scheint, daß er Gift genommen hatte. Man pumpte ihm den Magen aus, er schien gerettet. Aber die Lungenentzündung befiel ihn, warum, habe ich nicht erfahren, zum zweiten Mal und raffte ihn in wenigen Tagen dahin. Sein Begräbnis war gespenstisch: das eines bedeutenden Mannes der achtbaren Gesellschaft aus dem Jahre 1913, mit Bergen von Kränzen, einer Predigt, die die dicksten Lügen enthielt, welche ich je an einem Grabe gehört habe, und Gedenkreden, die alle in dieselbe blecherne Resensart mündeten. Alle waren dunkel gesinnt und weinten keine Träne, man war erschüttert, wie es vorgeschrieben war, ein schwarzgekleideter Verein zur Verschönerung des Toten, und man war gefaßt und sehr offiziell. Erst jetzt spürte ich, wie einsam dieser Mann gewesen war. Es ist das Schlimmste der Schicksale, unter die Achtbaren zu geraten; man hat dann keine geistigen Ansprüche mehr.

Mit den herzlichsten Grüßen

i k g s Ihr

Johannes Klein

Starnberg a. See, 28. April 1950

Herrn
Prof. Dr. Johannes Klein
Marburg

Lieber Herr Professor Klein,

ich schließe mich Ihrem Vorschlag an und werde also in Marburg meinen Aufsatz nicht lesen, den ich Ihnen aber gern später einmal zugänglich mache. Im Augenblick besitze ich keinen Abzug davon, den ich aus der Hand geben könnte.

Da Sie im Seminar gerade den "Baltischen Graf" behandeln, wäre es vielleicht ratsam, anstatt der Flüchtlingsnovelle ~~diese~~^{ihn} zu lesen. Ich halte den "Baltischen Grafen" auch für besser und in jeder Hinsicht für eine echte Novelle, die nach Inhalt und sittlichem Tenor durchaus in die Gegenwart paßt. Ich habe sie oft gelesen, immer mit größter Wirkung. Wenn Sie mir darüber Ihre Ansicht mitteilten, wäre ich dankbar. Das übrige Programm bliebe dann so, wie ich es Ihnen vorschlug: Nach der Novelle Gedichte und einen Abschnitt aus dem "Grünk", eventue~~ll~~ könnte vor den Gedichten eine Pause eingelegt werden.

Der gute Katschinski schlug mir gestern vor, bei der Lesung meine Gedichte von Marburger Studenten sprechen zu lassen, denn "auf jeden Fall müssen die Sprecher und die Texte wechseln. Bunt muß der Abend werden wie Ihre Dichtung. Sollten Sie Herrn Prof. Klein und mir die Regie übertragen wollen, würden Sie nicht enttäuscht werden. Über die Texte entscheiden natürlich Sie, die Vortragenden kennen wir besser. Das soll nur eine Vorschlag sein, der nur Ihren Erfolg will. Ich werde mit Prof. Klein darüber sprechen. Vielleicht schreiben Sie mir Ihre Ansicht."

Ich habe leider keine Zeit, um Herrn Katschinski jetzt zu antworten, aber da er mit Ihnen über seinen Vorschlag sprechen wird, darf ich wohl Ihnen sagen, was ich meine. Ich möchte keinen "Bunten Abend" und

habe das größte Mißtrauen gegen Gedicht-Rezitatoren. Sie sprechen meist viel zu schauspielerhaft und zu theatralisch. Deshalb möchte ich den Abend allein bestreiten. Sie haben mich schon sprechen hören und werden nicht der Ansicht sein, daß ich einen solchen Leseabend ganz schlecht mache.

Besonders dankbar bin ich aber, daß Sie vor meiner Lesung das Wort ergreifen wollen. Das freut mich von ganzem Herzen und beweist mir wieder Ihren freundlichen Anteil an meinen Arbeiten. Ich kann Ihnen ~~gar~~ nicht sagen, wie vergnügt ich werde, wenn ich daran denke, in etlichen Wochen in Marburg zu sein!

Was Sie von Mil~~l~~ berichten, ist schrecklich, das Schicksal des Mannes ohne Gott. Übrigens sind wir ja alle, durch die Peitsche der Tagesarbeit getrieben, in Gefahr, das Wesentliche nicht mehr erlauschen zu können. Dieses Gefühl begleitet mich seit Jahren ununterbrochen.

Mit vielen herzlichen Grüßen

Ihr

ikgs

Marburg, am 27. April 1950

Lieber Herr Dr. Zillich!

Daß der gute Katschinsky mich so bald von dem Verdacht übler Nachrede entlasten würde, konnte ich nicht ahnen. Denn da hat er wieder etwas her^zlich Dummes angestellt, und wenn er so weiter macht, muß ich meine gespaltene Meinung von ihm zu Gunsten einer einheitlichen revidieren. Etwas ganz Ähnliches, wie er Ihnen zugemutet hat, sagte er mir auch gestern nach dem Kolleg, nur daß es bis zu dem Vorschlag, daß er mit mir zusammen die Regie übernehme, nicht kam. Ich zeigte mich so ironisch befremdet, daß er es dann nicht gewagt hat. Ich werde ihn zur Rede stellen und fragen, was ihm einfiele; abgesehen von der Dreistigkeit, einfach meinen Entschlüssen vorzugreifen, ist es eine erstaunliche Distanzlösigkeit gegenüber dem schöpferischen Menschen, sich so etwas herauszunehmen. Katschinsky ist zu einer solchen Sache alles addere als berufen; ich selber würde mir niemals anmaßen, so etwas zu veranstalten und vor allem es derart zu begründen, und ich denke natürlich auch nicht daran, mich in eine so merkwürdige Gemeinschaft zu begeben. Ich werde es nach dem Bibelwort halten müssen: Und Simson dämpfte die Philister.

Ich richte mich, was die Texte angeht, durchaus nach Ihnen. Mit dem „Baltischen Grafen“ fange ich übrigens an, ohne daß die Teilnehmer es vorher wissen; sie sollen das Werk unmittelbar auf sich wirken lassen und dann die Leistung erkennen. Es hat seine Vorzüge, es dann von Ihnen selber zu hören. Allerdings werden es dann etwa 90 - 100 Leute schon genau kennen, auf die ich bei dem Abend als Besucher zähle; jedoch wiegt das eigene Wort des Dichters so viel, daß auch sie ~~und vor allem sie~~ kommen dürften. Ich sagte gestern unserm Philister, daß kein Student im Lesen das leisten würde, was Sie leisten und daß es sogar bei weniger gutem Lesen, als man an Ihnen gewohnt ist, einen besonderen Reiz hat, den Dichter selber zu hören - einen Reiz, für den es keinen Ersatz gibt. Bunt ist im Zusammenhang mit Ihnen und Ihrem Werk nur das Benehmen des Doktoranden - wirklich zu bunt. Na, Sie werden ihn ja kennen lernen. Er will natürlich nicht nur Ihren Erfolg, sondern ein wenig hervortreten.

Es ist gut, wenn ich Ihr Selbstporträt bekomme. Die hiedige Zeitung, die „Marburger Presse“, ist ein ziemlich perfides Blatt, aber hoffentlich ist bis dahin eine addere Zeitung in Sicht, der ich die Vornotizen geben kann. Sie kennen den Typus Zeitung, den ich meine; es ist derjenige, der es sich anlegen sein läßt, alles zu verdächtigen, dem das Schicksal Deutschlands am

I k g s

Herzen liegt.

Ach, der Mensch ohne Gott! Ich verurteile ihn nicht; ich liebe sogar die Zweifler besonders, weil sie viel interessanter sind als die Gläubigen. In ihnen geschieht doch etwas, und von Gott aus gesehen ist das Bekenntnis zu ihm vielleicht weniger wert als die angstvolle Frage nach ihm und als das Erschrecken, daß er gar nicht sein könnte. Sich mit der Leere, die dann entsteht, auseinanderzusetzen, unerbittlich, mit den kühnsten Folgerungen, ist auch eine Tat. Aber dort, wo gar nichts ist, fängt die Gottlosigkeit wirklich an, das Dasein ohne Mitte, und wo man sich begnügt, ^{beginnt} ~~fängt~~ eigentlich der Bolschewismus schon an. Ja, was ich von Milch schrieb, ist schrecklich, und am schrecklichsten ist wohl, daß sich ~~in~~ ⁱⁿ die Erkenntnis des Nichts, in das er gegangen ist, der Spott über die Lüge am Grabe mischen mußte. Denn da gibt es kein befreiendes Lachen.

So viel für heute. Vielleicht können Sie noch vor meinem Seminar sprechen, auf alle Fälle in meinem Kreis. Sie müßten es dann schon einrichten, daß Sie zwei Tage blieben, was sich bei der Schönheit der Stadt und der Landschaft schon lohnt.

Ich bin sehr müde. Für mich fängt wieder eine Reihe von häßlichen Kämpfen an. Ich habe gestern vor zahlreichen Zuhörern über Thomas Mann gesprochen und eine deutliche Abrechnung sine ira et studio gehalten, häufig von Beifalls-Getrampel unterbrochen. Ich bin auch an seinem Verhalten als Redner der gegnerischen Kriegs-Partei nicht vorbeigegangen. Irgendwann mußte auch dies heiße Eisen einmal angefaßt werden. Ich habe ab und zu die undankbare Aufgabe mich durch solche Vorstöße unbeliebt zu machen; mir fällt immer wieder das Wort von Wilhelm Raabe ein: „Der Deutsche will sich selbst nicht.“ Glauben Sie mir, es ist bei dem heißen, ja leidenschaftlichen Gefühl, das ich für Deutschland und deutschen Geist habe, oft schwer, ein deutscher Gelehrter zu sein. Denn ich kann mir diese Liebe nicht abgewöhnen, sie geht zu tief; aber ich habe sowohl in der Arbeit draußen vom vorigen Regime, wie nach meiner Rückkehr von den Vertretern des Interregnums nur Fußstritte dafür bekommen. Freilich: solche Dinge, das wissen Sie am besten, sind immer ohne Dank, und die echte Liebe ist Schicksal und zählt nicht auf Erwiderung. Sie ist Schicksal, weil sie unerklärlich ist. Wenn ich Thomas Manns Buch über die Entstehung des Doktor Faustus lese, schwanke ich zwischen Zorn und Verwunderung.

Mit herzlichen Grüßen

i k g s

Ihr

Johannes Klein

*da der Letztstuhl nun neu besetzt werden muß

Starnberg am See, 2. Mai 1950

Herrn

Professor Dr. Johannes Klein
Marburg/Lahn

Lieber Herr Professor Klein,

Katschinski macht mir nach seinen Briefen den Eindruck eines Tumben aus dem Hinterwald, wobei ihm mitunter auch gescheite Bemerkungen entfahren. Sicherlich ist er ein anständiger Kerl. Es fehlen ihm aber wohl die Maßstäbe. Ich bin sehr neugierig, was er in seiner Dissertation über mich schreibt. Redlich habe ich mich bemüht, ihm die Arbeit zu erleichtern. Eine seiner Erzählungen, die er mir zu lesen gab, war mäßig. Es fehlte der eigene Ausdruck, und der ist ja nach Goethe Anfang und Ende aller künstlerischen Bemühung.

Ich habe nie geglaubt, daß Sie einen "bunten" Abend mit mir vorhaben. Gehen Sie bitte mit Katschinski nicht zu scharf ins Gericht. Er hat wahrscheinlich Anwandlungen eines kleinstädtischen Impressarios gehabt. Ich kenne solche Leute; einer meiner Freunde war es, der mich zur Verzweiflung brachte, wenn er in Kronstadt Vortragsabende für mich veranstaltete, und dann sah ich beim Betreten des Saales, daß er das Pult, das Podium und die Stufen mit Perserteppichen bedeckt hatte, eine monströse Stehlampe war aufgebaut, aus unsichtbaren Ecken kam Musik. Ich wurde zelebriert wie eine Teufelsmesse für Schmocks, und konnte damals mit meinen fünf-und-zwanzig Jahren nicht eine Zeile vernünftig vorlesen.

Gut denn, ich lese den "Baltischen Grafen", nachher Gedichte und aus dem "Grünk". Sollte Ihnen aus Detmold die angekündigte Zeitschrift nicht in kürzester Zeit zugehen, so verständigen Sie mich bitte, damit ich nachdrücke.

Es könnte, falls ich am 12. Juni nicht zu lesen habe, möglich sein, daß ich zwei Tage in Marburg bin - am 14. Juni spreche ich in Darmstadt - und dann wäre Gelegenheit, auch vor Ihrem Seminar zu erscheinen, vielleicht mit dem Deutschland-Aufsatz. Aber es wäre auch möglich, am 13. Juni nachmittag - sofern die Zugverbindung klappt - vor dem Seminar zu lesen. Warten wir vorerst ab, ob mir für den 12. Juni eine Lesung beschafft wird. In Kassel bemüht man sich darum.

Von Herzen wünsche ich, daß Ihnen der Lehrstuhl zugesprochen wird.

Mit den herzlichsten Grüßen

Ihr

i k g s

Professor Dr. Johannes Klein

(16) Marburg (Lahn)

Haspelfstraße 151

Marburg, am 25. Mai 1950

Lieber Herr Dr. Zillich!

Ihre Anfrage hat sich mit dem Brief des Kultur-Referenten der Studentenschaft an Sie gekreuzt. Sie wissen nun, wo Sie wohnen werden: in der Alten Post(meines Wissens). Aber teilen Sie mir rechtzeitig mit, mit welchem Zug Sie kommen; ich hole Sie an der Bahn ab. Ich werde auf dem Bahnsteig sein. Die Mahlzeiten nehmen Sie bei uns; Sie schlafen nur im Hotel, falls Sie nicht auch den Kaffee, was sich aus Bequemlichkeitsgründen empfehlen würde, ~~auch~~ dort nehmen.

Der Kultur-Referent, mit dem Sie auch bekannt werden dürften, da er vor mir kurz spricht, ist ein ehemals Verfolgter, Halbjude, dessen Vater ein schreckliches Schicksal gehabt hat. Er ist aber ein hellwacher Kopf, und es läßt sich gut mit ihm verhandeln, auch leidet er nicht an Komplexen oder Ressentiments, und ich stieß bei ihm nicht auf die geringsten Widerstände Ihretwegen. Ihr „Baltischer Graf“, den ich inzwischen im Proseminar behandelt habe, hat ihm großen Eindruck gemacht. – Ich habe im ganzen etwa neunzig Arbeiten über das Werkchen durchzulesen gehabt, die zu zwei Dritteln noch höchst unbeholfen waren, die sich aber in erdrückender Mehrheit sehr zustimmend zu Ihrer Leistung verhielten. Ich hatte die Novelle vorgelesen. So mußten fast alle bloß nach diesem Hören die Novelle wiedergeben und sie besprechen, und dafür war das Ergebnis immerhin erstaunlich. Denn der Beweis, der mir wichtig war, war damit erbracht: daß sie einprägsam ist, daß man sie bis in die Einzelheiten behält. Das kann auch Ihnen nicht gleichgültig sein; es ist damit jadas Höchste erreicht, was ein Erzähler sich wünschen kann: die Unmittelbarkeit des m ü n d l i c h e n Erzählens.

Die Leutlein sind natürlich gespannt, die Novelle nun von I h n e n zu hören. Ich habe also durchaus nichts von der Spannung vorweg genommen, sondern die Basis vergrößert für die Wirkung. Ich bin an sich in der Lage, zu rezitieren und das Seelische daran herauszuholen (was die meisten Gelehrten nicht können), aber beim Dichter ist es doch etwas ganz anderes.

Die Buchhandlung Elwert hat bei mir angefragt, ob ich etwas dagegen hätte, wenn man um Erlaubnis einkäme, Ihre Bücher in der Buchhandlung und am Abend selber vor dem Eingang auszustellen. Ich antwortete: ich nähme es nicht an, aber ich würde Ihnen, wenigstens wegen des zweiten Vorschlages, schreiben. Daß sich die Buchhandlungen bereit halten, kann Ihnen unmöglich mißfallen; das Andere unterliegt Ihrer Entscheidung, und da es häufig vorkommt, kann man auch darüber verschieden denken.

Ich habe nach Ihrem Brief unserm Katschinsky die geplante erfrischende Abreibung erspart und es ihm überlassen, aus meiner Nichtbeachtung seiner Vorschläge die Folgerungen zu ziehen. Im Proseminar hat er einige Worte zu Ihrem Leben und Werk gesagt, und als auch da der Ausdruck „bunt“ vorkam, ließ ich erkennen, daß es mir zu bunt wurde und griff ein. Er verbesserte sich dann auch; er mußte die Einheitlichkeit Ihres Schaffens zugeben. Er hatte sie auch nicht bezweifelt; es war nur ein ungeschickter Ausdruck.

Ich habe mir überlegt, ob wir den „Grünk“ – den ich von Katschinsky zurückfordern muß, damit ich ihn selber lesen kann, er hat ihn seit vielen Monaten – wirklich an den Schluß stellen, oder ob wir ein Stück aus ihm einlegen. Ihr Lebenswerk soll sichtbar werden, dies Werk ist ernst; Sie haben, als Ihnen die Grundlage erschüttert wurde, weißes Haar bekommen. Ob man nicht e r n s t abschließen und das Heitere als Mittelstück behandeln sollte? Sie beurteilen ja am besten, welche erzählerisch wirksamen Stücke Sie noch einschieben können, oder ob man mit einigen Gedichten abschließt. Die Publikums-Wirkung des heiteren Schlusses ist meist sehr schlagend; aber es geht auf Kosten der Nachwirkung bei den feiner Urteilenden, was ich einmal bei einem Hohlbaum-Abend erlebte. Das Heitere d a r f nicht fehlen, aber wenn es abschlösse, ergäbe es eine eine seitigen Nach^{wirkung}~~wirkung~~. Wie denken Sie darüber? Hoffentlich erreicht dieser Brief Sie so, daß Sie mir noch antworten köⁿnen.

Haben Sie herzlichen Dank für Ihre guten Wünsche! Es besteht die Neigung, mich abermals auszuschalten, doch sind die Dinge noch unentschieden. Ich habe ungewöhnlich viel Unglück mit Verlegern gehabt, mich mit einer ganzen Reihe herumgequält und krank geärgert, die mir goldene Berge versprochen, sich aber weder entschließen konnten, meine Bücher zu drucken noch auf sie zu verzichten, und so fehlen diese Bücher im entscheidenden Augenblick. Es ist ja auch der Fall der „Geschichte der deutschen Novelle“. Was mich freilich etwas behindert, ist meine geringe Einschätzung dieser Art Leistungen; ich sehe ihre Mittelbarkeit so stark, daß ich mich nicht leidenschaftlich genug für ihr Erscheinen einsetze, es wäre nötig, daß ich sie wichtiger nähme, und das kann ich nicht. Was auf die Universitäten geht, ist im Durchschnitt nicht musisch, oft auch direkt unmusisch, und hier versteht man meinen heftigen Kampf für das reine Kunstwerk nicht und zieht sich lieber auf die Behandlung im Sinn bloßer Sekundärliteratur, Methodenforschung usw. zurück. Wahrscheinlich komme ich zu spät; der Geist, den ich vertrete, hat auf unsern Universitäten keine Heimat mehr. Freilich ist diese Erkenntnis kein Grund, den Kampf aufzugeben; man führt ihn ja nicht für sich selber, sondern für das Geistige an sich, und dies war immer eine unbequeme Aufgabe.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr

Johannes Klein

Starnberg am See, 20. Juni 1950

Lieber Herr Professor Klein,

von meiner wahrhaft erschöpfenden, aber trotz der ungünstigen Jahreszeit recht erfolgreichen Lesereise heimgekehrt, möchte ich Ihnen und Ihrer lieben Gattin nochmals von Herzen für die Gastfreundschaft und tätige Anteilnahme an meiner Marburger Lesung danken. Auch den Studenten bin ich dankbar, aber ohne Ihre Vermittlung wäre es zu dieser Veranstaltung nicht gekommen und auch nicht zu dem mich stärkenden guten Gefühl, das sie mir hinterließ. Sie wissen ja, daß ich auf dieser Fahrt nach Jahren zum erstenmal vor die Öffentlichkeit der Vortragssäle trat. Ich konnte dabei die Erfahrung machen, daß ich nicht vergessen bin und daß mir viele meiner früheren Leser treu sind.

Was mich allein betrübt, ist die Hast, die mich so schnell aus Marburg wegzog. Ich wäre noch gern mit Ihnen beisammengesessen. Aber freilich - Sie sind ja fast noch mehr als ich gehetzt. Immer noch staune ich, wenn ich mir vergegenwärtige, daß Sie täglich 10 Seiten schreiben müssen. Das ist ungeheuer!

Auch das Gespräch mit den Studenten geht mir nach, besonders das mitternächtliche mit dem einstigen Pionierleutnant und mit dem jungen Schoenthal. Ich würde den beiden jungen Leuten gern sagen, daß das Leben aus dem Tode entsteht, und daß man bei aller Bemühung, Kriege zu vermeiden, doch auch diesen eine zeugerische Bedeutung zuerkennen muß. Aber das habe ich ja wohl schon in jener Mitternacht ausgesprochen. Übrigens brachte mir die Post eben das Buch von Maurice Bardèche "Nürnberg oder das gelobte Land", das eine ungemein scharfe und weitsichtige Kritik der Nürnberger Strafverfahren unter französischen Aspekten enthält und in der Schweiz und in Argentinien in deutscher Übersetzung erschienen ist. Man kann das Buch für 5 Mark beziehen, wenn man diese mit Zahlkarte an Th. Rabe, Postchekkonto Hamburg 27014 einschickt und auf dem Postabschnitt folgende Worte vermerkt: Für Melchior, Bitte um ein Exemplar.

Meine Frau hat mit Interesse meine Erzählung über Marburg und über Ihr Haus angehört und grüßt Sie und die Ihren in der Erwartung des Besuchs Ihres Buben. Ich wünsche Ihnen, daß Sie sich auf Ihrem Erholungsurlaub in Bayrisch-Zell gut erholen. Sollten Sie daran einen Ausflug nach Starnberg anschließen, so sind Sie uns herzlich willkommen. Wenn Sie uns rechtzeitig Nachricht geben, können wir Ihnen hier ein nicht zu teures Hotelzimmer besorgen.

Nochmals vielen Dank und herzliche Grüße

von Ihrem getreuen

Marburg, am 23. Juni 1950

Lieber Herr Dr. Zillich!

Für ihren freundlichen Brief recht herzlichen Dank! Ich bin eben im Aufbruch nach Düsseldorf, daher eine gewisse Eile und Kürze. Es kam unmittelbar nach Ihrer Abreise noch eine Eilkarte von der Volkshochschule Göppingen, die ich Ihnen nun nicht mehr nachsenden konnte.

Haben Sie eigentlich in Marburg den richtigen Zug erwischt? Der nämlich, der einlief, als Sie nach oben gingen, war ein Personenzug, und ich habe eine Weile noch unten gewartet, ob Sie wieder zurückkommen würden. Ich wollte Ihnen eigentlich nachstürzen, aber die Sündflut, die gerade da herunterbrauste, machte es mir unmöglich. Sind Sie dennoch zurechtgekommen?

Am 9. Juli

Ich bin nicht nach Düsseldorf gekommen. Die hiesige Überlastung hat es mir unmöglich gemacht. Das war bitter; ich habe dadurch etwa 400 Mark verloren, und nun steht es um meine Erholung schlecht. Ich habe noch bis zum letzten Augenblick gehofft, ich würde es schaffen, aber ich hatte mich an einigen der riesigen Neuerscheinungen zu lange aufhalten lassen und sah nun mit Entsetzen, daß ich es mit einem Zusammenbruch würde bezahlen müssen, wenn ich es durchsetzte. Da schickte ich ein Telegramm, ich käme nicht. In Düsseldorf gab es ein böses Durcheinander; dem zusammengeströmten Volk mußte man mitteilen, es solle wieder nach Hause gehen, und ich habe mir viel verdorben. Ultra posse nemo obligatur.

Es war mir eine herzliche Freude, Sie hier zu haben. Und daß es geglückt ist, Sie herzuholen, hat mich herzlich befriedigt. Sie sind mir keinen Dank schuldig: ich habe von Ihrem Hiersein reichlich Lohn gehabt, und außerdem, so lange ich an der Universität bin, betrachte ich es als geistige Schuld, für den Dichter jederzeit zu tun, was ich kann - denn es gibt wohl viele Schriftsteller, aber wenig Dichter. (Sie wissen doch, daß in der Sowjetzone jetzt Arnold Zweig den Dichter für einen Menschen erklärt hat, der aus vorgeschichtlichen und vorbewußten Erlebnisweisen arbeitet, daß der Schriftsteller dagegen von der Bewußtheit lebe, die höhere Form darstelle und die Aufgabe der Gegenwart erfülle, nämlich die kommunistische Friedens-Offensive? Ich habe in meinem großen Kolleg diesen Passus vorgelesen und danach unter Beifall scharf angegriffen. Ich nehme an, daß ich nun für den russischen Einmarsch registriert bin. - Jedenfalls wissen Sie, was für ein rückständiger Mensch Sie als Dichter sind und welche Aufgabe Sie bisher immer versäumt haben). - Ja, für den Dichter jederzeit tun, was man kann - wäre es nur mehr. Ich fühle mich oft so ausgeschaltet und ohnmächtig, weil ich

meine Stimme nicht erheben kann, wie es der Sache wegen wohl nötig wäre. Und ich bin immer noch bestürzt über unser Gespräch, in dem Sie bewiesen, daß Sie mich durchschaut hatten. Ich hatte geglaubt, einigermaßen den Typ des Gelehrten dargestellt zu haben, unbeschadet aller Kritik, die ich an ihm habe. Dargestellt, wohl gemerkt. Denn als etwas anderes als eine Rolle habe ich es nie empfunden, und oft als eine lächerliche. Andererseits sage ich mir: irgendwo ist auch so ein Typ wie ich gelegentlich zu brauchen, denn wer sagt es denn den jungen Menschen sonst, daß der Geist eine verzehrende Sache ist, die das ganze Dasein als Brennstoff braucht, und wer sagt ihnen sonst, daß unsere Dichter kein Bildungsgut geschaffen, sondern unmittelbares, gesteigertes Leben gegeben haben? Irgendeiner muß ja immer wieder da sein, der davon erschüttert ist und es weitergibt, eben weil er nicht anders kann, weil er die große Liebe hat. Da muß man seinen Weg gehen - und die Konsequenz hat immer zwei Folgen gehabt: daß die einen sich begeistert (und oft ohne echtes Verständnis) sich anschließen, und daß die andern sich abgestoßen und angezogen zugleich fühlen, und daß sie lächeln. Das ist auch so eine Beobachtung, an die man sich gewöhnen muß: daß nichts ernst genug ist, um nicht irgendwie als lächerlich bagatellisiert zu werden, und man müßte den bitteren Satz: Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt, (immerhin hat Napoleon ihn gesprochen, und er hat um die letzten Dinge gewußt), auch variieren: das Erhabene steht immer zugleich im Anschein des Lächerlichen. Folge: der dumme Durchschnitt hat den Blick für das Lächerliche nicht und macht allzu leicht das Erhabene daraus. - Ich habe beobachtet, daß der eigentliche Gelehrte, der seine Kleinarbeit so erschrecklich wichtig nimmt und den ich lächerlich finde, von den Studenten sehr ernst genommen wird. Und ich habe gefunden, daß der eigentliche, der Ernst der geistigen Verantwortung, der auch in der wissenschaftlichen Arbeit die ganze Existenz mitnimmt, sehr oft als komisch betrachtet wird. Wie sagt doch Rilke, indem er Rodin sprechen läßt: Waren Sie jung? - Ja, aber da war ich irgendeiner. In der Jugend begreift man nichts-

Und doch liebe ich den Umgang mit der Jugend und ich habe von jeher darauf Antwort bekommen. Das andere läßt man am besten weg, und wenn ich während meiner Vorlesungen irgendein Kalbsgesicht sehe, kehre ich ganz zum Gegenstand zurück und schließe die nächsten Minuten alles andere aus. - - - Langen-Müller meldete mir kürzlich sein Wiederkommen und schickte Weinheber: Von der Kunst und vom Künstler (George und Weinheber sind jetzt in der Sowjetzone verboten, Rilke ist unerwünscht). Wenn ich dort einmal in der Weise, wie Sie mich errieten, arbeiten könnte - - - - Aber der Krieg hat begonnen und wird weiterschwenen, und es gehört nicht viel politischer Sinn dazu, um zu berechnen, wann es hier anfangen wird zu brennen. So wird man alle Pläne dieser Art aufschieben müssen bis nach dem letzten großen Erdbeben. - - Ehe ich es vergesse: Wäre es Ihnen möglich, um den 29. bis 31. August meinen Jungen aufzunehmen? Oder kürzer? Am 31. käme er nach München, um mit uns nach Bayrischzell weiterzufahren. Meine Frau und ich würden erst Anfang September einen Nachmittag zu Ihnen kommen, falls Sie dann dasind.

Zürich

Ich vermute, daß bis dahin der Kampf in Europa noch nicht ausgebrochen sein wird. -Sagen Sie ruhig Nein, wenn es nicht geht. Denn ich weiß, wie schwer Sie kämpfen müssen, und ich bin der Letztem der das nicht verstünde, habe ich es doch so lange gemußt, und jeden Tag kann es wiederkommen. - Mein Bub wird um den 20. August in München sein und bei einer alten Freundin von mir wohnen, die dort verheiratet ist. Der Junge ist ein anständiger Kerl und herzensgut. Er ist seinem Alter gemäß noch nicht sehr geschickt. In der Anlage ist er mir in mancher Hinsicht fremd. Abgesehen von seinem Landschaftssinn und seinem Interesse für Kunstgeschichte ist er nicht musisch begabt und versteht nicht, wie man Gedichte schreiben kann; nur wenn ich ihm einmal eins vorspreche, begreift er es und sagt mit einem schwachen Leuchten über sein Gesicht: ja, unsere Lehrer sprechen das nicht so. - Aber danach vergißt er es, und ich dränge ihn nicht. Er geht ja auch in die katholische Kirche, und ich rate ihm nicht ab. - - Aber es steckt ein guter Kern in dem Burschen. Nur e i n s gefällt mir an ihm nicht: er ist nicht mutig. Ich habe selber auch nicht viel physischen Mut und muß mich darin manchmal zusammennehmen; es geht dann wohl auch. Aber moralisch habe ich etwas wie Mut, jedenfalls ausreichenden, und es würde mich schmerzen, wenn mein Junge darin versagte. Denn dann würde etwas im Leben aus ihm werden, und er hätte eine große Zukunft. Und um d e n Preis wünsche ich überhaupt keinen Erfolg.

Ich habe mit Schoenthal und Heimlich noch nicht wieder des näheren gesprochen. Ich werde es aber tun. Ich glaube, Sie dürfen mit Ihrer Wirkung zufrieden sein. Man war aufmerksam und still; man war es, als die windmachenden Literaten hier waren (Weyhrauch und Weisenborn) nicht. Man nahm genau die Haltung ein, die ich erhofft hatte: Hier ist, fühlte man, dichterische echte Substanz, hier ist Leben und nichts Gemachtes. Und das nahm man mit nach Hause und bewahrte es in nachdenklicher Achtung. So aber muß heute alles Echte wirken..

Seien Sie für heute mit den Ihrigen herzlich begrüßt. Ich habe wohl etwas durcheinander geschrieben, denn ich bin eigentlich seit Monaten körperlich sehr müde. Aber nun soll der Brief fort. Auch meine Frau grüßt Sie und die Ihrigen vielmals. Sie hat sich ebenso gefreut wie ich, daß Sie hier waren.

In absehbarer Zeit wird eine meiner Doktorandinnen, Ursula Dietrich, bei Ihnen, aber nicht aus fachlichen Gründen wie Katschinsky, erscheinen. Ihr Vater sei, sagte sie, ein alter Bekannter von Ihnen und wünsche sehr, Sie wiederzusehen. Ursula Dietrich ist ein auffallend hübsches und, was gewöhnlich damit nicht zusammentrifft, auch ein sehr intelligentes Mädchen. Ich war anfangs, wie meistens gegen die Studentin von heute, etwas skeptisch, bin aber jetzt zustimmend gesinnt. - Und dann bitte ich Sie um die Adresse von Hans Rehberg. Denn ich habe die wohlgestaltete Ursula auf ihn gehetzt, nicht auf den Mann, sondern auf den Dramatiker, da ich auch über ihn schreiben lassen möchte. Außerdem brauche ich selber Verbindung mit ihm, weil ich seine Dramen nicht mehr habe; die hat

mir zu meinem Grimm einst in Schweden die - damals auch sehr wohlgestaltete und trotz ihrer Eitelkeit menschlich (mir freilich nicht zugleich auch weiblich) sympathische Asta Südhaus entführt und natürlich die Gelegenheit benutzt, ~~ihm~~ sie bei der Zerbombung ihres Hauses in aller Gemütlichkeit ~~abflackern~~ abflackern zu lassen. Nun habe ich keinen Rehberg mehr und muß ihn, falls er sich selber besitzt, ~~ihm~~ darum bitten, leihweise natürlich.

Nochmals mit herzlichen Grüßen

Ihr

Johannes Klein

ikgs

Maring, am 27. Juli

1951

Lieber Herr Zillich!

Es ist lange her daß ich von mir
hören ließ. Ich erinnere mich
eines Winkes von Ihnen, daß ich
durch Dr. Kutschinski (denn das
ist er inzwischen geworden) hätte
erfüllen wollen; aber er kam nur
inzwischen, nach denen wie auch
zwischen denen beiden Examina
aus den Augen, und so blieb die
Sache liegen. Verzeihen Sie! Soll
ich es noch erledigen lassen?

Die Himmlischen haben unter-
lassen nur Erdgeborenem viele
Verwirrungen zugebracht und
mir von Freude zu Schmerz,
von Schmerzen zu Freude tief

erschütternden Übergang bereitet.
Noch ist nichts gelöst.

Bei der Neuübersetzung des Mar-
binger Lehrstoffs (was aber
nichts mit jenen Verwirrungen
zu tun hat) bin ich wieder
eingeschaltet worden. Bei Pro-
fessoren wie Studenten gelte
ich an Universitäts-Fragen für
einen Revolutionär und bin es
auch. Vielleicht wäre es nicht
gut für mich. Wenn ich diese
traurigen Perücken für mich
hätte. Auch politisch gerate
ich in dem reaktionären Mar-
binger immer entschiedener
nach Linen (so weit man das
heute noch kann; denn seit
der Kommünismus, als eine
exreaktionäre Bewegung von

der Gegenwart, als Wendungen
schaffend zurückgefallen ist, ist auch
der Revolutionär im Verhältnis zu
früher gemäßigter. Ich bekämpfe
nicht nur den sterilen Hi-
storismus, nachdem neuerdings
alle Arbeiten über Dichter des
20. Jahrhunderts verboten wer-
den sollen, nicht nur den Ge-
lehrten-Hochmut, nicht nur
die Formalisierung aller Ge-
istesgüter, das man doch nur
aus einer konzeptionslosen Leiden-
schaft für den Geist lebendig
machen kann. Ich kämpfe
auch gegen die anachronistische
Vorlesungsverwicklung, die sich nicht
nur an den Universitäten son-
dern allenthalben breit macht
und würde die Seiten dieses

Gotztempels mit Genuß in die
Lüft quengen helfen. Ich sitze
— horrible dictu — im Hochstuhl..
ausschuß der Gewerkschaften, und
versetze nur damit Sympatien,
verstehe bei allen Nicklowinarien..
Versummelungen die aggressivsten
Formulierungen und erreichte bei
den vorsichtigen ~~und~~ wage
auf Karriere hoffenden Gelehrten
natürlich nichts. Ich sitze
auch im sozialistischen Lehrver..
bund und gedanke auch dort nichts
zu Schweigen. Das heißt: ich
stehe < denn im Geistesleben ist
es so > bei einer verschwindenden
Mindertheit, und da ist es noch
interessant. Man soll die Be..
gaben von überall her heran..
holen, vor allem von unten.
Damit löst man drückende
Probleme.

i k g s

Ich erkenne nicht, daß sich
bei alledem ein Widerspruch her-
ausbilden muß: Zwischen den
geistigen Menschen, der immer als
irgendeine Weise Aristokrat sein
muß, und dem politischen, der
es betont nicht ist.

- Ich bleibe bei meiner geistigen
Freiheit. Ich habe das Semester
mit Stefan George über den
ich einige Wochen sprach & begon-
nen und beendige es mit
Ernst Jünger und Josef Wen-
heber. Der Andrang war groß.
- Auch über Thomas Mann habe
ich gesprochen. Offen und sehr kri-
tisch, und den süßlichen Stand-
punkt verteidigt allenthalten
und ruft zur Erinnerung auf
das Lebenshüftelische unseres
Geistesgutes auf. So habe ich
überhaupt angefangen.

Sie sehen: und wird politisch
nichts trennen., auch wenn Sie
andere Meinung sind.

Ich war zu einem Vortrag in
Bern. Der mit großem Beifall
und auch von der Presse sehr
lobend aufgenommen wurde.
Man denkt an mich als den
Nachfolger meines verehrten
ehemaligen Lehrers Fritz
Hirth (einer der wenigen
aus dieser verfluchten Kaste,
die ich wirklich verehere).
Aber erstens wird es dauern,
bis offiziell eine Frage an
mich ergreift, und zweitens
hat es mich sehr geärgert,
dass mich Deutsch dort als
eine Fremdsprache bezeichnet
wurde. die man in den

Schulen lernen müsse. Ich habe
zu lange um und unter
Ausland gelitten. Es ist besser, in
einer mit der Heimat zu lei-
den. Wenn man mir bleib
die Lebensmöglichkeit läßt
und mich nicht zum zweiten
• Mal hinausdrängt.

Im August komme ich nach
Oberbayern und wünsche mir,
Sie wiedersehen zu dürfen. Bis
17. bin ich in Oberaudorf am Inn,
Gasthof Post. Danach in Berch-
• tesgaden.

Ich möchte von Ihnen
Hören und Ihren Plänen wis-
sen!

Und so hoffe ich, durch diesen
Rienentbrief ein langes Schwe-
gen wieder gut zu machen

Wolf von Niebelschütz war auf
meine Veranlassung hier aus
aus seinen Werken, erklärte.
Er aber durch seinen johlenden
Ton und durch seine unglück-
liche Art. Das Publikum an-
zufassen. Er bereitete nur somit
eine jämliche Niederlage; die
jüngeren Menschen empfanden
seine Problemstellungen als anti-
quiert, und gerade die Besten von
ihnen. Ich muß nicht erst
davon abholen; gegen den „Blau-
en Kammerkammer“, obwohl ich für
ihn eingetreten bin. Bin ich elender.
Seine innere Erwände mir ver-
gessen.

Mit herzlichen Grüßen von
Haus zu Haus

ikgsh

Johannes Klein

Starnberg am See, 28. Juli 1951

Lieber Herr Professor Klein,

ich hatte manchmal Sorgen Ihretwegen, weil ich mir nicht erklären konnte, warum Sie so lange schwiegen. Dazu kamen die Andeutungen Ihres vorletzten Briefes, die ich mir nicht zu deuten wußte, die aber verrieten, daß Sie in einer inneren oder äußeren Sackgasse steckten. Nun freut es mich, daß Sie wieder schreiben. Ihre Zeilen freilich treffen mich in ganz schweren wirtschaftlichen Verhältnissen, in dem Augenblick zwar, in dem ich mich des Geldes wegen vom Langen-Müller-Verlag trennen muß, den man fürs erste fertiggemacht hat, und im Begriffe bin, mit der Deutschen Verlagsanstalt abzuschließen, die fortan meine Arbeiten betreuen soll - was ja in etlicher Hinsicht gut ist -, aber zugleich erheben sich auch Bedenken und vor allem bin ich im Augenblick noch ganz pleite. Hoffentlich habe ich in der nächsten Woche die erste Vorschussrate, um die Miete zahlen und die Meinen ernähren zu können.

Freischaffende Menschen sind im heutigen Deutschland neben den Kaufleuten die Letzten, die noch nicht Angestellte sind, pensionsberechtigt und dem Schicksal ausgeliefert. Alles andere bezieht Gehalt, hat zwar nicht gut, aber gesichert leben, und daran wird unser Volk in etlichen Generationen geistig zugrundegehen. Die letzte Kaste, die noch ehrlich allgemeine Ziele hatte, das Militär, ist durch die von den heute an der Macht befindlichen Parteien in beflissener Zusammenarbeit mit den Besiegern vorgenommene Diffamierung zersprengt worden. Das Beamtenkorps ebenfalls durch die Nutznießer der Niederlage entwertet. Die Jugend durch dieselben Menschen in die Ohne-mich-Stimmung gedrängt. Auf der ganzen Linie triumphiert der Angestellte. Verübeln Sie es mir nicht, wenn ich sage, wir sind auf dem besten Wege, daß sich unser Volk in zwei Gruppen spaltet, in Gewerkschaftssekretäre und in Gewerkschaftssklaven. Jede geistige Schöpferkraft wird vernichtet werden, wenn gegen die Tyrannei der Gewerkschaften und der Parteien, vornehmlich der Sozialistischen, Schumacher hat das fürchterlichste Gesicht aller deutschen Politiker seit Anbeginn unserer Geschichte - nicht ein letzter Volksaufstand in absehbarer Zeit siegreich ausbricht.

Ich bin sehr erschrocken, als ich in Ihrem Brief las, daß Sie in einem Gewerkschaftsausschuß mitarbeiten. Mein Gott, das kann ja nur erklärt werden durch irgendwelche lokalen Zustände in Marburg! Mir ist nichts widerlicher als die Gewerkschaften, die nichts sind als eine Manager-Gruppe, die sich von den Arbeitern ernähren läßt, die längst überwundenen klassenkämpferischen Parolen hervorholte und eine Restauration von Leichen bewirkte. Unbeliebt bei den Arbeitern, denen sie nichts nützen, mit Grausen beobachtet von jedem, der hinter die Kulissen guckt, halte ich die Gewerkschaften für das Hauptübel unserer Zeit, überall auf Erden, höchstens noch von der parlamentarischen Demokratie übertroffen, mit der sie ja ein und dasselbe ist.

Verzeihen Sie, daß ich derart ausbreche. Ich beobachte diese Menschen, die aus parteisüchtiger Befangenheit alles vernichtet haben, was sozial schon weitaus gesunder und unserem Volk zuträglicher war, z.B. die Arbeitsfront, ich beobachte sie, die nicht ein Zehntel dessen für das Volk leisten, was die Arbeitsfront leistete, und die, obgleich sie es nicht mehr zu sagen wagen, nichts sind als Marxisten, Materialisten, Hassler und dem Ausland gegenüber die Durchführer der Siegergerichtsbarkeit, von der sie ihre Posten erhielten. Nein, nein, ich sehe bei diesen Menschen nichts Positives, nicht einmal im Sinne einer Front gegen eine zeitungemäße Bürgerlichkeit, denn wer ist denn - im schlechten Sinne - bürger-

licher als diese um kleine Lohnvorteile raufenden und ganz Deutschland dabei gefährdenden Leute. Ihr Ideal die Pension, ihr letzte Hoffnung ein Aufsichtsratsposten in einem Unternehmen, in dem sie weder selbst arbeiten noch die eigentliche Verantwortung tragen. Was sind ihre Leistungen für unser Geistesleben? Nichts! Ley warf jährlich Millionen für kulturelle Zwecke aus, und mag dabei viel Unsinn getrieben worden sein, er sammelte aus den Arbeiterbeiträgen keine Streikkassen, sondern er gab eben sehr wesentliche Beträge für unsere kulturellen Dinge aus. Haben Sie je gehört, daß die Gewerkschaften einen Dichter lesen ließen? Oder sonst etwas getan hätten, um künstlerische Angelegenheiten zu fördern? Und dabei sind sie heute die reichste Organisation, ohne eigene Leistung, lediglich aus dem Geld der Arbeiter. Jeder Arbeiter sagt es einem: nie ging es ihm schlechter als jetzt, und jeder Unternehmer sagt es: nie war das Einvernehmen zwischen Arbeiterschaft und Arbeitgebern besser als im Dritten Reich. Man mag gegen das Dritte Reich einwenden, was man will, und es ist viel einzuwenden, in sozialer Hinsicht stand es praktisch und geistig turmhoch über dem Geist der Gewerkschaften.

Wir sind als Volk durch nicht durch das Bürgertum auf den Hund gekommen, sondern durch die Sozialdemokratie und Gewerkschaften, die ja keineswegs revolutionär sind, sondern ein rentengesichertes, verantwortungsloses, auf acht Arbeitsstunden basierendes Angestelltenparadies erstrebt, geführt von Angestellten mit möglichst hohen Gehältern und mit dem Haß gegen jeden über diesen niedersten Durchschnitt aufragenden Menschen, sei es nun ein Unternehmer, ein geistiger Mensch oder auch nur ein Arbeiter, der wirklich aufsteigen und schaffen will.

Wir müssen darüber noch sprechen, wenn Sie her kommen, lieber Professor. Aber ich bin nicht zu bekehren für diese Welt, die eine Korruption in Deutschland ermöglicht, wie sie nicht zuvor bestand. Wenn sie weiterlebt, wird uns der Osten oder Westen mit geschichtlichem Recht einheimsen.

Ich bin im August daheim, habe irrsinnig viel zu tun, aber für Sie mache ich mir einen Nachmittag frei. Bitte melden Sie sich vorher der Sicherheit halber mit einer Postkarte an. Ich erzähle Ihnen, wenn Sie hier sind, von meinen Plänen. Sie sind ziemlich ausgreifend, aber schrecklich mühsam.

Ich wünsche Ihnen nicht, daß man Sie nach der Schweiz holt. Das ist heute ein Land der Spießer.

Mit herzlichen Grüßen von Haus zu Haus immer

Ihr

ikgs

Professor Dr. Johannes Klein

(16) Marburg (Lahn)

Häselstraße 151

118.-31.8.: Bechtlesgaden - Oberandorf am 16. 8. 51.
Oberstönau, Landknecht Stüttgen. Gasthof Post.

Lieber Herr Dr. Killich!

Wenn ich diesmal nicht, gegen meine Absicht nicht, komme, dürfen Sie das nicht missdeuten. Ich muß zum fest: Vortrag der Raube-Gesellschaft 1 Woche früher als vorgesehen zurück und kann bei dem Erholungs-Verlust keinen Festtag mehr einschalten. Ich komme im September oder Oktober zu einer Tagung des Hochschül-Präsidenten, der von Ihnen so heftig abgelehnten Gewerkschaften wieder heuert. Ich kann nun sagen, daß ich mich seit 18 Jahren zum ersten Mal hinter einen Privat-Professoren wohlgefühlt und einen freizeittlichen Geist gespürt habe. Es steht da mancher andere aus, als Sie glauben.

Bei der eigentümlichen Mittelstellung, die ich von jeder Seite in allen Dingen eingenommen habe, ist es was es möglich. Daß ich mich um Sie und Ihre

Wahr möchte, obwohl ich seit 1946 Sozial-
Demokrat bin und es schon 1933 war. Ich
weiß genau, warum ich es bin, obwohl ich
für die Gefährten auch bei dieser Partei
alles andere als blind bin. Meine Erfah-
rungen sind eben der Art, daß ich diesen
Weg, obwohl in geistigen Dingen An-
sturm, folgerichtig weitergegangen bin.

Auch Sie wünschen ja ein Gespräch
und wollen es nicht bei einer Abgren-
zung der Standpunkte bewenden lassen. Die
Gewerkschaften in der heutigen Form
sind neu; es sind keine bloße Weiter-
bewegung mehr, und daß man auf die
kulturellen Aufgaben aufmerksam zu
werden beginnt, beweist der Hochschül-
ausschuß. Dem ich entgegen, sowie ein
Kulanten der Künzler hervorzuheben und
notleidende Künstler unterstützt hat

Man ist der Unversierte, Zungengaste
und Hybride, der auch hinter den
künstlerischen Leistungen der 3. Reihe

und seiner Unterstützung der Kunst.
Ich stand so sehr glücklich, daß ich
hier zu keiner Anerkennung kommen
kann. Ich klage nur wie von jenen
Regime als Deutscher an, daß es diese
Massenmorde von deutscher Nation ge-
schändet hat. Das entlastet die anderen
Völker, die es ebenso gemacht haben,
ebensowenig, als es uns entlastet, daß
so es geschehen haben. Es gibt eben Dinge,
über die ich kein Lob über die Lippen
bringe, und das ist alles, was im Zu-
sammenhang mit dem 3. Reich stand.
Auch ich habe einmal auf ein Diktat
Reich geliebt; aber das war vor Hitler.

• Verfluchte der Himmel, daß wir wieder,
beiden Ungläubigen felle, die in-
zwischen gemacht worden sind, in
eine gnadenlose Bürgerkriegs = Krim-
nung hineingeraten! Ich habe mich
aus echter Liebe zu Deutschland in
3. Reich dagegen gewehrt. Emigrant

zu werden. Dafür habe ich die ganze
Gewissensqual dessen zu tragen geteilt,
da der eindeutige Schritt gegenüber einem
verbrecherischen Regime nicht voll-
zog. Wenn ein Renner also mit
hinübergehend zu Macht kam, so
werden Sie mich auf der Gegenseite
sehen, dies wenn es sein muß, werde
ich mich mit ihm füllen, schließlich wie
auf Seiten einer fremden Macht.

Um das etwas deutlicher schwer Begreif-
liche meiner Stellung zu zeigen: Ich habe
Cavallas „Ungläubige Wölfe“ mit der
gemischten Gefühlen gelesen. Mir miß-
fällt, was er über Österreich sagt; miß-
fällt, was er über die Amerikaner
sagt, ihre Hilfe sagt, denn es glaube es
nicht. Ich frage mich bei dieser Kon-
zilianz, ob sie nicht früher doch
größer gewesen ist, als er in dieser
Verteidigungsschrift zu geben will.
Ich verleihe ihm; dies Buch tritt

mir wet. Gerade als der, der er
ist. hätte er die deutsche Lage
aus ihrer Sonderheit anders sehen
können. Wiederum in seiner
„Missa sine nomine“ viel weiter
gekommen, und von ihm kann man
doch sagen, daß er das Meiste verlegt
hatte.

Mit Schmerz habe ich, daß Sie
einde geliebte Bogen haben, und gerne
sähe ich Sie zu Schnellers Ruhe kom-
men. Unsere Zeit ist dem Dicken
wie dem Dicken feindlich. Wie nun
es jetzt obere? Haben Sie inzwischen
das Nötige erreicht?

Auch bedauere ich, daß Langen-
Müller so übel behandelt wird. Ich
sah jetzt die Neuauflagen von: „Adel
und Untergang“ und der „Freien
Krone“, beide genau in der schönen

früheren Aufzeichnung: So hatte
ich gehofft, daß die Krise beendet
sei. Da Verlang hatte doch Ver-
dienste; wie ich sehe, ist nicht seine
Zeit Arbeit. Sondern seine Träg-
heit zu A.A.F. der Grunds der
Behandlung. Indessen sollte die
Veröffentlichungen ort entscheiden und
nicht anders.

Mit besten Grüßen

Th.

Johannes Klein

Starnberg am See, 18. August 1951

Lieber Herr Professor Klein,

ich wollte, was ich zu Ihrem Brief zu sagen habe, auf den Tag Ihres Besuchs im September oder Oktober verschieben, aber ich merke, Ihre Zeilen gehen mir nach und hindern mich an der Arbeit. Also muß ich doch schreiben. Erschrecken Sie bitte nicht, wenn ich wieder scharf kritisiere. Sie wissen, daß ich - all meine Dichtungen beweisen es und besonders "Zwischen Grenzen und Zeiten" - Maß und die Ordnung suche, die das gewachsene Verschiedenartige fruchtbar nebeneinander bestehen läßt im Dienste einer höheren Gemeinsamkeit. Ich glaube, daß ich etwas vom schöpferisch Elementaren der Geschichte begreife. Sie bewerten selbst die Geschichte nach moralischen Grundsätzen (Massenmorde haben unseren Namen entehrt), ich bedauere Scheußlichkeiten ebenfalls und würde, wo mir eine begegnet, dagegen auftreten und habe das oft getan, obschon ich noch nie in die Lage kam, Morde zu verhindern, doch weiß ich, daß bei Geburten Blut fließt und gelitten wird. Wesentlich ist, daß eine Geburt zustandekommt, oder daß wenigstens ehrlich eine Geburt gewollt wird. Geburten können auch scheitern. Wo aber gemordet, Leiden zugefügt, ohne anderen Sinn, als Rache zu üben, natürlich ~~meist~~ an Unschuldigen, als sich in Posten zu schwingen, als andere in Not zu stürzen, da ist Entsetzlicheres ~~am Werke~~ am Werke, die vollendete Heuchelei und Niedertracht, das Gemeine schlechthin. Das sollte man, wenn man die Ungeheuerlichkeiten des Dritten Reichs mit der politischen Verfolgung nach 1945, die 8 Millionen, samt Angehörigen mindestens 25 Millionen, betraf, vergleicht sehr ernst in Erwägung ziehen. Und dann erhebt sich auch die Frage, wer unter den Deutschen war es, der diese Verfolgungen, abgesehen von den Alliierten, betrieb? Ich erinnere Sie daran, daß der jetzige Bundesfinanzminister Schäffler, den ich deswegen verehere, als damaligen Bayr. Ministerpräsident lieber seinen Posten verlor und selbst in den Entnazifizierungstopf stieg, als daß er das im vorgelegte Säuberungsgesetz unterschrieb. Sofort war der Sozialistenführer Högnér da, kriegsüber Emigrant in der Schweiz; er unterschrieb. Und dann unterschrieben die sozialistischen Ministerpräsidenten in Württemberg und Hessen, und darauf die sozialistische Regierung im Norden.

Ich begreife durchaus, daß dieses Gesetz gute Dienste leistete, um Sozialisten in Stellungen zu bringen - und wo sie die Mehrheit nicht hatten: auch wackere Christlich-Soziale -, und ich bewundere die Breitenwirkung dieser Umschichtung, denn da wurde ja nicht versucht, Andersdenkende für sich zu gewinnen, wie es die Nationalsozialisten 1933 taten und darum auch kaum jemand entließen, es ~~aus jenen~~ aus jenen Posten, die politischer Art von jeher sind, nein, hier wurde reiner Tisch gemacht. Es war ausgezeichnet, daß die Welt über die Judenmorde schrie, zugleich die Ermordung von 4 ~~gezahlten (!)~~ Millionen Ostdeutschen, die Vergewaltigung von 4-5 Millionen deutschen Frauen und die Verjagung von 16 Millionen Ostdeutschen glatt übersah; die Sozialdemokratie übersah diese Belanglosigkeiten auch, sie setzte sich in die Spruchkammern, und da sah ich mir diese Gesichter an, hundertmal. Ich hatte zwar schon nach 1919 in Berlin einen Ekel vor dieser Partei, der ich ~~jahre~~ zuerst zuneigte, bekommen, aber ich wollte klar erkennen; also sah ich auf die Parteiführer hin. Um nur eins zu sagen, in keiner anderen Partei fand ich mehr Männer, die während des Kriegs auf feindlicher Seite irgendwie mittaten. Ich habe - von jeder ethischen Beurteilung abzusehen - keine Lust, Männer auch nur in Betracht zu ziehen, die in Kriegen auf der Gegenseite stehen und in Zeiten der Fremdherrschaften

das Wort führen und die Ämter besetzen.

Mag sein, daß es unter den sozialistischen und Gewerkschafts-Professoren angenehme Leute gibt. Wie ich die Einrichtung der deutschen Universitäten als moralische Anstalt einschätze, liegt zwar auf der Hand, seitdem vor 1945 die Lehrkörper widerstandslos die Staatsmacht in ihren Bereich eingreifen und Professoren nach Belieben entlassen ließen, und nach 1945 diese Betätigung des Staates ebenso duldeten, obgleich nun die Entlassungen das Drei- oder Vierfache erreichten, aber ich frage mich doch, ob wohl unter Professoren, und besonders unter den durch die Politik ihrer Partei am meisten geförderten sozialistischen Professoren ein einziger ist, der es schon wagte zu begreifen, daß er mitschuldig wurde an diesen politischen Verfolgungen nach 1945, sofern er nicht öffentlich dagegen aufstand? Ja - konnte er ^{aber} aufstehen, da er durch den Schichtwechsel profitierte? Bitte, lieber Herr Professor Klein, fragen Sie doch Ihre Kollegen, wenn Sie sie in München sehen, was sie gegen das Verbrechen der Entnazifizierung getan haben! Mir ist kein Sozialist bekannt, der einen Finger gerührt hätte, dieses Verbrechen endlich zu beseitigen. Nur der Sozialisten wegen bestehen diese die Ehre des deutschen Namens beschmutzenden Gesetze, deren Urteilenichtig sind nach jedem Recht. Die anderen Parteien wären froh, wenn diese Schandgesetze verschwinden, in Schleswig allein setzte sie Kraft (BHE) außer Kraft.

Ein Vergleich zwischen der NSDAP und der SPD ergibt, daß beide Parteien in dem, was in ihnen schlecht ist, übereinstimmen; das Plebejische war dort wie hier, aber dort waren auch große Taten, unzählige Männer, die nicht die Partei, sondern das Reich wollten, da waren gewiß Schrecklichkeiten, da war das Elementare, die Geschichte, der Auftrag Gottes oder des Verhängnisses, hier: tja, das kleine Böse, die klebrige Rache, Korruption, gelber Haß, Muffgeruch, und diese Mischung zusammen ergibt einen Brei, dessen Vergleich mit dem - weiß Gott - merkwürdigen Brei, den die NSDAP einst bot, ich der Geschichte überlasse. Ich persönlich finde an der SPD gar nichts Gutes.

Sie meinen, falls Remer zur Macht käme, würden Sie gegen ihn stehen und notfalls fallen. Wenn Remer zur Macht kommt, wird niemand gegen ihn fallen müssen, dann würde das ganze Volk hinter ihm stehen; das könnte nur geschehen, wenn die SPD etliche Jahre regierte, und auch dann nicht, weil sich bei einem solchen Unglück bedeutendere Männer als der sicherlich hochachtbare, aber ebenso politisch unbegabte Remer als Retter aufschwingen würden, die vor allem begreifen, daß man Überlebtes nicht restaurieren kann, wie die Politiker nach 1945 freilich allesamt versuchen. Überdies glaube ich nicht, daß die SPD je auf die Gasse ginge. Das Volk wäre heute rasch für eine neue anständige, durchaus gemäßigte, deutsche Partei zu gewinnen, wenn in diese niemand Zugang fände, der sein Volk verriet und Unrecht zu eigenem Nutzen beging oder schweigend duldete. Die alten Parteien sind tot. Wie immer, wenn es dem deutschen Volk schlecht geht, weht dieselbe Fahne, sind dieselben Klüngel da, dieselben Erscheinungen der Fäulnis; auch das Tote bewegt sich noch. Und da das politisch Tote eine Zeitlang die Macht hat, ~~sich~~ mit Sondermaßnahmen die eigene Verwesung hinauszuziehen, hat sich in Deutschland sichtbar noch nicht vollzogen, was längst Wirklichkeit ist, daß das Volk durchaus einen anderen Weg will und geht, als die großen Parteien. Es mag sein, daß die Parteien mit Hilfe der Lizenzpresse und der ihnen zur Verfügung stehenden Staatsmaschine und der Justiz sich noch einige Jahre mit Wählermassen füttern können, weil andere Gruppen einfach nicht die Möglichkeit haben, in großem Maßstab in die Bevölkerung zu wirken, und diese dann aus Gewohnheit gerade ~~so~~ so wählt, wie es ihr der letzte Schreier weismachte, aber Volk haben die alten Parteien nicht hinter sich. Die letzte Partei im Sinne einer wirklich im Volk lebenden Willensgemeinschaft war die NSDAP. Wohl aber denkt das Volk ungewöhnlich einheitlich und zwar in den entscheidenden Fragen: Ehre,

Verrat, Korruption, Parteien, Gewerkschaften usw. Ich bin überzeugt, die Parteien wissen es auch, und darum lassen sie es bei dem bewenden, was man heute bei uns Demokratie nennt, also eine mit Sonderjustizmöglichkeiten ausgestattete Domäne zweier Parteien, wobei man unter Partei stets Parteiführungen verstehen muß, denn dahinter steht nichts als Wahlmassen, einmal in vier Jahren zufällig "sich bekennende" Leute, die aber freilich schon im Aufwachen sind. Ich schlief nie. Wo und in welchem Staat ich auch lebte, z.B. unter Ausnahmegesetz mitunter in Rumänien, wenn dort gerade ein Krach war, ob in Demokratien, in Führerstaaten, Monarchien, ich fühlte mich manchmal bedrückt, ich hatte das Gefühl voller Rechte oder geminderter Rechte, aber nur in einem Staat, in dem wir nach 1945 leben, habe ich Tag um Tag nicht eine halbe Stunde gelebt, ohne aufzuschrecken und von dem Stich eines Schmerzes daran erinnert zu werden, daß ich ein Sklave bin. Nicht nur ein Sklave der Sieger! Auch ein Sklave der Cliques und der Parteien, der Beamten und der viehischen Gestalten, die jahrelang denunzierten, ihren Judaslohn einstrichen, die noch heute schielen, die Zeitungen schreiben, den Rundfunk melken, die Künste verderben, weil sie nicht etwa etwas ~~ables~~ schaffen, wozu gar nicht fähig sind, sondern weil sie mit einem Instinkt sondergleichen das Niedrige wollen; ob sie ein "Erheber" der Spruchkammern waren oder in hohen Stellungen, immer das selbe; sie sind die Sieger, ich aber gehöre zu denen, die zu leiden haben, wenn es Deutschland schlecht ergeht, und nicht zu denen, die auf hohem Roß sitzen, wenn unser Volk erniedrigt wird.

Ich kenne die Schatten der Kunstförderung im 3. Reich. Sie war weniger Zwanghaft, als Sie meinen, denn verglichen mit den Dingen, die man nach 1945 an Zwang, Verboten usw. erlebte, konnte sich ein Künstler vor 1945, wenn er nicht zufällig unter die Nürnberger Gesetze fiel, als mäßig frei fühlen, sogar ausgesprochene Gegner des Dritten Reichs wie etwa Kästner und Gläser und andere, die man ruhig weiter verdienen ließ und zwar bedeutende Beträge. Es ging nicht allen so, aber den meisten. Und was entscheidend war, alle konnten leben, man sorgte dafür, daß Bücher gekauft wurden, daß Lesungen veranstaltet, daß Ausstellungen ermöglicht wurden, Theater spielten und Konzerte besucht waren. Das ist schon unendlich viel, denn es gibt die entscheidende Voraussetzung dafür, daß begabte Menschen überhaupt bei ihrem Werk bleiben können, wenn sie nicht zufällig reiche Leute sind. Heute ist das anders, angefangen von der Steuer bis dazu, daß überall, wo Geld zu verdienen ist, die Cliques sitzen, sich mästen und die anderen soweit als möglich ausschalten. Wir sind Sklaven, lieber Professor. Sie merken es nicht, Sie sind Angestellter, Sie sind sogar bei den Machthabern. Aber wissen Sie, wie wir seit 75 Monaten existieren? Daß alles Vermögen weg ist, gut, daß meine Heimat weg ist, das ist der Sieg der "Freiheit", aber daß ~~man~~ nichts wirklich Gereiftes entstehen kann und auf Jahre hinaus entstehen wird bei den allermeisten deutschen Künstlern, weil sie in einer Welt der Festbesoldeten nach Zerschlagung ~~des~~ des noch bis 1945 im wesentlichen integren Beamtenstandes einen Staat über sich haben, der sich den Teufel um sie kümmert, das ist am schlimmsten für die Narren, die noch an dieser brotlosen Berufung leiden. Es tröstet nicht, daß die Gewerkschaften zu Gunsten notleidender Künstler, die es vor 1945 kaum gab, einen Kalender herausgaben. Ich wüßte gern, wer dabei ein mageres Honorar einstreichen durfte.

Nun zu Carossa! Seine "Ungleichen Welten" sind ein ungerechtes, unsachliches, für ihn peinliches Buch, eine unangenehme Rechtfertigungsschrift, und ich habe es ihm in aller Deutlichkeit unter die Nase gerieben. Was er über Österreich sagt, ist dummstes Zeug. Und nun

habe ich, der ihn verehrte, seine früheren Bücher streckenweise nachgelesen. Es ist schon etwas daran, wenn ihn einer meiner Freunde einen substanzlosen, wenig intelligenten Schönredner nennt.

Mit Wiechert kann man ihn, auch wenn man die Werke beider allein heranzieht, nicht vergleichen. Wiechert ist des deutschen Volkes Seelenkonditor. Da ist alles falsch, so falsch wie er, von dem Sie ja wissen, daß er der Generaldenunziant seiner Kollegen war, als die Alliierten ins Land rückten, wobei er/es aber keineswegs, fleißig wie er war, versäumte, auch Denunziation im Kleinen zu treiben.

Wir anderen, denen es nicht gegeben ist, am Honig der Niederlage unsere beschauliche Ruhe und unser Einkommen zu finden wie ein Wiechert, können für lange nicht damit rechnen, auch nur eine Arbeit ganz rund zu machen, ganz durchformt, ganz gelungen, denn wir schreiben, malen, meißeln und dichten unter Qualen und mit dem trockenen Schwarzbrot der Not in den Zähnen und dem Ingrim und dem Gefühl für unsere tägliche Schmach und die Schwände der Gegenwart in den Herzen, doch da über kurz oder lang doch nur die Männer siegen können, die für ein Großes stets den eigenen Kopf hinhielten und denen es fast schon natürlich ist, daß das Sterben für eine Sache schöner ist als das Leben und gar das heutige, so habe ich die Hoffnung auf Deutschlands und Europas Neugeburt nicht verloren, denn wohin ich blicke, innerhalb und außerhalb der Grenzen, die Generation der letzten großen Blutopfer, die ehemaligen Soldaten, die warten alle, fast ausnahmslos eisig und ablehnend gegenüber dem Gewimmel der Restaurationsdemokratie. Welche Möglichkeiten hatte die Kirche, welche die Demokratie, und welche sogar die Sozialdemokratie, obgleich man wie diese nicht einen gefällten Götzen, hier ist es Karl Marx, als Geburtsvater haben kann, wenn auch als einen heute verheimlichten, ohne dabei selbst brüchig zu werden bis ins Mark. Welche Möglichkeiten hatten sie alle 1945! Und was machten sie daraus! Sie dachten an Posten und knechten die Hälfte ihres Volkes deswegen! Ungeheuerlicheres leistete sich kein Volk. Daran gemessen tritt alles andere in den Hintergrund. Natürlich meinen sie, etwas Gutes gewollt zu haben. Sie begreifen gar nicht, was sie taten. Auch die Leute Hitler, begriffen es nicht. Immerhin, sie leckten fremde Stiefel nicht, häuften nicht durch Nachbetung fremder Parolen das Unheil doppelt auf ihr Volk. Davon kann ich selbst die Kirche nicht freisprechen, daß sie durch Schuldbeteuerungen fremde Schuld rechtfertigte. Ich warte ab und erwarte von den schweigenden Jahrgängen alles. Im übrigen wird das Elementare wieder furchtbar in die Geschichte treten.

Mit vielen herzlichen und Ihnen wie immer aus gutgesinntem Herzen entbotenen Grüßen

Ihr

ikgs

bei Brackleyden
Oberschönau, am 20. 8. 51.
Ludw. Schmitt

Lieber Herr Dr. Zillich!

Ihre Rede aus der „Siebenbürgischen Zeitung“ sowie Ihre Ablehnung von Cavour's letztem Buch habe ich mit großem Interesse gelesen; ich habe mir erlaubt, was Sie mir hoffentlich nicht verzeihen. Stellen anzustreichen, an denen ich die Übereinstimmung der Auffassungen besonders empfand. Ihrer Darlegung über das ostdeutsche Schicksal und über das dort begangene Riesenverbrechen ist nichts hinzuzufügen.

Das Gespräch, das ich mit Ihnen führe, gilt vielen Deutschen. Vergleichen vor Ausländern auszutragen, bin ich zu stolz. So sei, bei aller Gegensätzlichkeit der politischen Auffassungen, nicht das Trennende gesucht. Es ist mein Unglück im 3. Reich wie danach ja gewesen, daß ich zu deutsch empfand.

Sie müssen einrechnen, daß ich die Dinge anders sehen muß als Sie, weil ich im 3. Reich zu den Verfolgten zählte; das mag eine ähnliche Perspektive ergeben, wie

heute Sie also gegenüber den Umständen nach 1945 haben. Von den 12 Jahren habe ich 5 in einem Elend verbracht, von dem Sie nichts wissen können, und auch die Zeit danach habe ich immer jenes Entrechtetsein erleben müssen, das Sie heute so stark fühlen. Ich habe auf nichts zu aller, ausm 3. Reich gesucht, einen andern Blick gehabt als Sie. Und es erschreckt mich, wie stark offenbar die Objektivität des Urteils durch persönliche Leiden und Entrechtung getrübt wird. Ich bemühe mich um diese Objektivität, obwohl ich 12 Jahre lang erlebt hatte, daß selbst Richtiges mit dem Akzent des Falschen gesehen oder gesagt würde. Aber als die Deutsche Kapitulation bekanntgegeben wurde, habe ich gewecnt. Denn es war ja die Deutsche Kapitulation.

Rechnen Sie weiter ein, daß ich aus persönlicher Erfahrung die Abneigung zu spüren bekommen habe, geschicktes Unrecht wieder gutzumachen, und daß mir viele solcher Fälle bekannt sind! Sie schreiben - und es ist ein

Uoverhoff - , ich stünde bei den Machthabern. Das müßte sich doch ausgewirkt haben. Ich werde aber seit meiner Rückkehr konsequent von einem Ordinariat ausgeschieden; ich habe keine feste Anstellung, und wenn ich unerwartet sterbe, steht meine Familie vor dem Nichts. Sie beurteilen diese Verhältnisse falsch; anderns sind sie an den Universitäten so verzweigt, daß die gesamte Öffentlichkeit darüber hinwegseht. Ich bin ja in einem Beruf, der aus amtlicher Stellung und freier Tätigkeit kombiniert ist. Ich hätte den Anspruch auf eine Klärung gehabt. Auch meine Frau wäre man es schuldig gewesen. Man will nicht. Die Sozialdemokraten verstehen durchaus nicht so, wie Sie glauben, und selbst wenn es anders wäre, wäre ich nicht persona grata. - Selbst diese meine Reise wage ich mir unter Aufnahme bedeutender Schulden. So sieht es aus, wenn man bei den Machthabern steht. (Erzwänge ich aber eine Erholung nicht, ich lebe längst unter der Erde.)

Wie erklären Sie all das? Wenigstens erklärt es, daß ich über innerweltliche Bewegungen meine eigenen und sehr bitteren

Anscharungen habe.

Ich bin gegen die Entnazifizierung aus-
gesprochen, öffentlich vom Kalkeder aus wie
vor den Schranken der Frickhammern - und
ich bin doch Mitglied der SPD. Ich habe nur
die Feindschaft von Trägern der Macht zu-
gezogen, und ich habe sie zu tiefen. Ich
verdiene hier keinen Vorwurf, auch keinen
individenten. Ich selber, wie Sie wissen, bis
Sanktioniert gewesen; die Anklagen, die dann
heißlich nicht durchgeprüft werden konnte,
vertrat ein Sozialdemokrat. Ich habe diese
Politik nie gebilligt; innerhalb der SPD
gibt es darin - und gab es - mehr Span-
nungen, als Sie ahnen können. Ich habe bis
heute von meiner Mitgliedschaft in der SPD
ausschließlich Nachteile gehabt. Ich kenne
eben andere - und sehr verschiedene Mach-
haber. Warum ich trotzdem nicht austrat?
Nun, ich fand die Rechte, die gegen das Ver-
gangene hin wiederhergestellt werden müs-
sen (das erkennen Sie auch) wenigstens
versucht, sind hier werden noch nationale
Fragen vertreten, so gerade, was den Ruin
des Ostens und des Saarlandes, was den
Schürmann-Plan angeht usw. Nicht zu

beizugehen. Dafür mit der Würdigung
kultureller Interessen bisher schüchtern steh.
Thuen Biff wegen Jones Kalenders muß
ich hinnehmen. Ich kenne Männer, die
hier um die Wende ringen. Ob sie Er-
folg haben werden, kann heute niemand wissen.
Im übrigen bin ich gemäßigtster Sozialist; das ist
der letzte Grund für meine Haltung.

Sie müssen aber begreifen, daß ich jedem Lob
der NSDAP mit verschlossenen Lippen zürsche.
Ich habe zuviel Verratenheit, Hinterhältigkeit,
Gemeinheit erlebt, zu stark empfunden, wie
zivilisierte menschliche Rechte mit Rufen
gebeten wurden. Oder erlebt hat, wie er, nur
um der Gerechtigkeit zu einem Menschen willen,
überall ausgeschlossen wurde, wie er isoliert wür-
de (erst in Schweden wurde das besser, aber
auch da kam er in den letzten beiden Jahren
wieder), der ist von seltsamen Gefühlen erfüllt,
wenn er ein Lob dieser Partei hört. In allem,
was Carossa über sie und über die Judenver-
folgung sagt, hat er mir allzu recht. (Daß
die Gegenrechnung fehlt, das ist meine Schwä-
che).

Männer Thues und Männer meines Plans
sündeten werden ~~einander~~ ^{sich} verständigen, wenn beide

Teile gleichmäßig bereit sind, nach allen
Seiten zu vereinigen. Das sind Sie nicht. Lie-
ber Herr Dr. Zillich, Sie billigen die Zeit, in der
berechtigte deutsche Ansprüche von den Bauern
berufenen Männern vertreten würden, allzu viel
zu. Es geht auch nicht um einen Vergleich
des 3. Reiches mit dem Interim; es muß
schief ausfallen, weil wir damals im neuen
die Voraussetzungen einer Neubildung hat-
ten, heute aber, nach der Festimmung
des Reiches, jeder Versuch vorentstimmter
ist, bestenfalls gebrechlich. Mir geht es um
säubere Selbstkenntnis nach jeder Richtung;
dafür sehen Sie in mir einen Parteigänger der
Macht haben - aus den Verhältnissen wider-
spricht -, dafür zeugt mich die gegenseitige
nationalen Töne. Sie vergessen, daß das 3.
Reich durch eine beispiellose Verletzung des
gesunden Rechtsgefühls und durch einen inner-
politischen Ausrottungskrieg einen Trümmer-
haufen ungleichem hinterlassen hat. Und
aus Sie als Stütz eines Nachkriegs-Reichs
Staates ansprechen, ist das Ende einer inter-
nationalen Zerstörung. Hitler hatte schon den
Blick, wen er nicht übrig lassen dürfte, und
viele der anderen, die in Betracht gekommen
wären, sind gefallen.

Wie völlig verschieden wir die Dinge sehen. Zeigt sich auch darin, daß ich in allen Entwürfen-Erinnerungen der Gegenwart in wahrhaft verblüffender Weise die Fortsetzung des nationalsozialistischen Verhaltens ~~erblende~~ ^{erblende} muß (verzeihen Sie den schlechten Satz; aber ich kann das nicht mehr neu schreiben).

Sie müssen vieles anders einschätzen, weil Sie - und dies ist jetzt nicht als Bosheit gemeint - damals sowohl beiden Mächten haben standen und jedes Regime von seiner günstigen Seite kennen konnten; es ist klar, daß es solche hatte, seine Vertreter bestanden ja nicht aus einer Horde von Verbrechern, sondern waren auf einer verbückerischen Führerschicht aus - altromanen - Idealisten gemischt. Bei Ihnen spielt etwas anderes mit: die außenpolitische Perspektive des alten Österreich, und ich verstehe Sie hierin merkwürdig gut. Das läßt Sie bei Ihnen leidenschaftlichen Temperament vieles überdenken, was in Wahrheit viel weit kleiner war.

Die großen Leistungen im Kriege kommen zu einem erheblichen Teil auf das Konto der Nicht-Nationalsozialisten, die ihrem Volke treu waren; es ist doch erwiesen, daß die typischen

Nazis allenthalben verdäuen, was erweicht
werden war und damit nie wie ihrem Volk
das Grab grüben.

Nicht nur Hitler war ein Vorkämpfer; seine
Partei, soweit sie Orientierung war, war es
ebenfalls. Ich kann nicht verstehen, daß Sie
das nicht zugeben.

All das ist eine Rechnung linker Deut-
schen. Sie ist unabhängig von den Ver-
brechen, die an uns geschehen, unabhängig
von den Tollheiten innerdeutscher Politik seit
1945, jedenfalls bei Männern meiner Art.
Ich ringe um Selbstverkenntnis zu besseren
Aufbrüch. Vielleicht, ich gebe es zu, vergeb-
lich. Bitte an die Ährigen, also eines
Mannes, den ich hochachten muß und
um dessen Richtung ich mich mit Liebe
bemühe, lassen es mich befürchten. Ich
kämpfe gerade gegen das Aufrechnen, wenn
es um Selbstbesinnung geht. Und Sie wer-
den anerkennen, daß ich gegen mein Volk
war.

Am meisten aber erläutere mich,
daß Sie die Metzereien des 3. Reiches
mit Gebrauchsgegenständen vergleichen. Vergleich.

chen hätte ich in den zwölf Jahren ähn-
lich; Saint Just bewegte sich in seinen
Reden im Nationalkonvent in verwandten
Wendungen, nur daß er die Revolution mit
einem Erdbeben verglich.

Ich sage nicht etwa, daß Sie Unrecht
haben. Ich sage nur, daß man nicht
mit solchen Gleichnissen einer Gefahr aus-
setzt, und, was schlimmer ist, andere.
Denn damit kann man alles verteidigen,
und man hat es getan.

Ich glaube, daß es eine Paradoxie gibt:
zwischen einem weltgeschichtlichen Vorgang
und der sittlichen Verantwortung des
Menschen. Das Weltgeschichtliche ist wirt-
schaftlich außer-moralisch; dennoch ist nie-
mand im Moralischen entlastet. Now
von weltlichen Menschen ist nichts da; ken-
nt kommt, daß es im Fall des 3. Reiches be-
sonders auffällig sinnlos war. Ich rechne die
Abschlachtung der Deutschen unter die
gleiche Stills-Kategorie; wie auch, wenn
man sich diesen auch - auf gebührender
beruht? Worin all das, von einem
anderen Jahrbauwerk her, einzuordnen ist,

Kann Niemand sagen. Ich nehme an,
dass es eingeordnet ist, aber als Maxime
dass man das Niemand gebrauchen, also
auch nicht als Rechtfertigung. Sie selber
sagen, in der schönen Innuence, die
Ihnen vortrefflichen Wesen entspricht, dass
Sie gegen Unrecht, wo Sie es beobachtet hät-
ten, eingeschritten wären.

Es ist ein langer Brief geworden; er
war kürzer geplant gewesen. Als ich neulich
in Bern mit Fritz Strick ^{sprach}, den ich geistes-
wissenschaftlich nächst Gundolf am mei-
sten verdanke (er ist Friede und eng
befreundet mit Thomas Mann), hatte
ich die deutsche Tragedie zu erklären
und erschien in München als ein Ver-
teidiger. Ihnen muß ich als ein An-
greifer erscheinen.

Sie aber stehen zu hoch und sind zu
viel, als daß ich Ihnen die Antwort geben
könnte, die Ihnen jeder andere in meiner
Lage gegeben hätte. Denn es geht Ih-
nen wie mir im Deutschland, und das ist
das Einende.

Mit herz. Grüßen

Starnberg am See, 23.8.1951

Lieber Herr Professor Klein,

Sie haben meinen Brief mißverstanden. Es lag mir nichts ferner, als die Untaten des Dritten Reichs zu entschuldigen; ich habe sie ja durchaus zugegeben. Wohl aber führte ich aus, daß ein Unterschied gemacht werden müsse zwischen Scheußlichkeiten, die lediglich einer kleinlichen Rache und persönlichem Nutzen dienten, wie nach 1945, und jenen, die begangen wurden im Glauben, damit dem eigenen Volk und einer weitgespannten Idee zu nützen. Dazu könnte ich noch hinzufügen, daß die Verantwortlichen jener früheren Ausschreitungen, inzwischen mit vielen Unschuldigen bestraft wurden, dagegen die Missetäter nach 1945 nicht. Wenn Sie die Unzulänglichkeit der deutschen Gegenwart dem Versagen des Nationalsozialismus zur Last schreiben, so haben Sie ebenso recht, wie ein Kritiker, der das Hochkommen Hitler dem Versagen der deutschen Demokratie anlastet, die heute aus all dem nur gelernt hat, sich selbst zu wiederholen, freilich mit Zuhilfenahme diktatorischer Mittel.

Es gehört zu den seltsamsten Dingen der Gegenwart, daß alle politischen Gespräche, sofern sie sich nicht auf unmittelbar praktische Dinge von geringerem Rang beziehen (also etwa auf Zollsätze oder Kohlenquoten), in einer Beziehung zu einem völlig beseitigten Gegner geführt werden, eben zum vernichteten Nationalsozialismus. Der Kommunismus, dessen Gegenwartsstärke unerhört ist, darf wo immer für sich werben. Der Nationalsozialismus, der gar nicht besteht, ist verboten. Sollte das nicht daher kommen, daß seine Überwinder innerlich spüren, wie sehr sie das, was sie an ihm vorwiegend bekämpft haben, die Härte und Grausamkeit, selbst begangen haben? Wozu noch kommt, daß sie keine neuen Ideen hervorzubringen vermögen, was auch dem Kommunismus versagt ist, den man deswegen ruhig für sich werben läßt. Mich erinnert dieser wahrhaft aufregende Zustand daran, daß die Demokratie in der französischen Revolution auch wild und ungeheuerlich in Erscheinung trat, niedergeworfen wurde, für Jahrzehnte unterjocht blieb, ja daß Heilige Allianzen gegen sie, die sich gar nicht rührte, errichtet wurden, weil die Restauration ^{führte} ~~fürchte~~, der verstummte Gegner lebe, während sie selbst ihn lebend machte, und dann war die Demokratie nach 1830 jählings da, verwandelt, der

Geburtsverzerrung ledig und für ein Jahrhundert das Glaubensbekenntnis der weißen Menschheit. Ich denke an ein Wort von Domizlaff/in seinem aufregenden Buch "Brevier für Könige"/: "Alle totalen Revolutionen müssen als Evolutionen wiedergeboren werden". Ich will mit diesem Hinweis nicht etwa für das Dritte Reich Stellung nehmen, denn das versagte und ist dahin, ich will nur zu bedenken geben, daß damals eine Revolution stattfand. Ob sie, wie einst die nicht weniger schreckliche französische Revolution, infolge ihrer schöpfungsunfähigen Gegner, verändert, umgewandelt eine legitime Gestalt annimmt, weiß ich nicht. Aber es deutet ~~manches~~ ^{etwas} darauf hin, wobei, wenn es sich ereignen sollte, zwischen den führenden Gestalten von 1933 und dem Jahre unbekannt dieselben Unterschiede auftreten werden wie zwischen einem Danton und Friedrich List, oder auf tieferer Ebene zwischen einem Jakobiner und einem französischen Bürger des 19. Jahrhunderts. Wir werden es nicht erleben. Aber wir haben alle Kraft einzusetzen, daß die heutige entartete Demokratie, die weder sittlich noch politisch mit den Kaisern des Jahres 1815 verglichen werden kann, sich ^{nicht} einbildet, sie sei, weil vor ihr Schreckliches geschah, sittlich ^{nicht} rechtfertigt, wenn sie dasselbe tut.

Wie ich übrigens politisch denke, und zwar auf das heute Notwendige hin, zeigte Ihnen meine Frankfurter Rede. Ich glaube, wenn man sie unvoreingenommen liest, kann man mir nicht den Vorwurf machen, ich entschuldigte das Unentschuldigbare des Dritten Reichs.

Verzeihen Sie mir, wenn ich sagte, Sie ständen heute im Lager der Machthaber. Es tut mir leid, wenn Sie da einen Vorwurf empfinden. Mir fiel nicht ein, Ihnen etwas Unanständiges zuzutrauen. Allerdings das wollte ich sagen: wer sich zu den heute bestimmenden Parteien bekennt, übernimmt eine Mitverantwortung für deren Taten und Sünden, und zwar in höherem Maße als unter einem autoritären Staat, der die Entscheidung allein dem Oberhaupt überantwortete.

Im übrigen kann ich Ihnen in den meisten Dingen zustimmen, wie ich auch sehe, daß Sie mir weithin beipflichten, für die gegenwärtige Situation nicht blind sind und deren Schändlichkeit auch spüren.

Das freut mich. Und ist das Einende für uns die Liebe für Deutschland, so wird sie auch bei Ihnen ergänzt werden von der Leidenschaft, das Abendland wieder groß und geschlossen und machtvoll zu sehen, denn das ist die Parole, die allein, deren Verwirklichung freilich des elementaren Aufbruchs bedarf.

Alles Gute für Ihre Erholungszeit. Ich stecke in den Fesseln meiner Arbeit, bin erschöpft und müde und muß doch weiter! Herzlich Ihr

Starnberg am See, 10.7.1953

Lieber Herr Professor Klein,

wir haben seit fast zwei Jahren nichts mehr voneinander gehört. Ich wollte Ihnen öfter schreiben, aber dann blieb es doch immer beim Vorsatz, verschiedener Gründe wegen. Seitdem ich Bundesvorsitzender der Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen in Deutschland vor einem Jahre geworden bin, habe ich noch mehr als früher zu tun, freilich eine notwendige und gute Arbeit, die nicht einen Pfennig einträgt, manches Nützliche aber fördern kann. Dabei ging meine eigene Arbeit nicht so vorwärts, wie ich es mir wünschte; es fehlte mir das Geld, um jenen großen Romanplan weiterzutreiben, von dem ich Ihnen sicherlich schon erzählt habe. Ich mußte mich, um das Erforderliche für die Existenz meiner Familie herbeizuschaffen, dauernd zersplittern, kleine Arbeiten rasch zuwegebringen, und dabei reichte das Einkommen niemals recht aus. Einmal half mir aus der Not ein Fußballtotogewinn. Ja, so liefen mir die Wochen und Monate davon, und manchmal war ich etwas verzweifelt. Indessen gab es auch erfreuliche Erlebnisse. Meine Landsmannschaftliche Tätigkeit brachte es mit sich, daß ich viele wichtige Leute kennenlernte, darunter auch wirklich wesentliche Menschen. Die Besserung der äußeren Verhältnisse in Deutschland war auch ein Anlaß, daß ich mich häufig freuen konnte, wenngleich sich für mich daraus keine Daseinsverbesserung ergab. Als freier Schriftsteller zu leben, ist bitter und ein Abenteuer. Stets gehetzt, nächtelang am Schreibtisch, von vielen Menschen geplagt, mit einer ungeheueren Korrespondenz verflucht, dazu Sitzungen, Ansprachen, Zusammenkünfte - ohne daß ich es wollte, blieb ich da manchen Brief schuldig, den ich gern geschrieben hätte.

Vor etlichen Wochen erwähnte Fräulein Dr. Horn Ihren Namen in einem Brief, und sofort nahm ich mir vor, Ihnen zu schreiben. Ich möchte doch hören, wie es Ihnen geht, was Ihre Familie macht und Ihre Arbeit. Vielleicht hätte ich den Brief wieder hinausgeschoben, wenn mir heute nicht der "Neue Vorwärts" (Zentralorgan der SPD, Hannover) vom 3. Juli zugeschickt worden wäre und ich darin eine derart schlimme Verleumdung meines Wesens, Lebens und Arbeitens entdeckt hätte, daß ich Sie um einen Rat bitten muß. Ich kenne sonst niemand, der in der SPD ist. Sie aber werden vermutlich den "Neuen Vorwärts" kennen.

Unter der Überschrift "Staatspreis für H. Zillich", was schon unwahr ist, denn es ist kein Staatspreis, häuft ein Peter Holz eine Flut von Lügen auf mich. Er sagt, ich stöbe immer auf Seiten der Stärkeren, wobei er gar nicht merkt, daß ich dann der braune Dichter nicht sein kann, als den er mich verdächtigt. Er behauptet, ich sei dem Nationalsozialismus zuliebe 1936 nach Deutschland gezogen. In Wahrheit kam ich her, um einige Jahre frei von sonstigen Kulturarbeit, der ich mich in Siebenbürgen nicht entziehen konnte, zu schreiben und um dem inneren Zwist zu entgehen, der damals Siebenbürgen zerspaltete, wobei ich ein Gegner der ns. Radikalen war, die ich öffentlich ablehnte. Diese Leute hetzten mir dann in Deutschland politische Schnüffler auf den Hals, wie ich überhaupt hierzulande vor 1945 durchaus nicht bloß Freunde hatte. Darüber habe ich Ihnen sicher schon berichtet. Nun behauptet dieser Holz, ich hätte 1937 den Berliner und Stuttgarter Literaturpreis für Nazi-propaganda und NS-Gedichte bekommen. Es ist eine Lüge. Ich bekam die Preise für meinen Roman "Zwischen Grenzen und Zeiten", ein

Buch, das gegen den Chauvinismus und für die Völkereintracht ficht. Das "Führergedicht", das Holz teilweise zitiert, habe ich beim österreichischen Anschluß geschrieben. Es ist das einzige NS-Gedicht aus meiner Feder. Holz sagt, ich sei ein geistiger Vorkämpfer des Gaskammernsystems. Auf eine solche Infamie braucht man nicht einzugehen. Dann zitiert Holz Abschnitte aus einem meiner Aufsätze, der für die europäische Zusammenarbeit, Achtung vor jedem Volkstum und echte Freiheit eintrat; wer die Zitate liest, wird das spüren, aber wenn dann Holz sagt, ich hätte ein Jahr nach diesem Aufsatz im Märzheft der Zeitschrift "Nation Europa" geschrieben, das NS-System sei um vieles humaner als die Demokratie, und wenn er aus diesem zweiten Aufsatz sogar Sätze zitiert, so habe ich lediglich zu sagen: der Kerl ist ein Schuft. Die von ihm zitierten Sätze sind nicht von mir geschrieben worden, jener Aufsatz nicht von mir, in jenem Märzheft habe ich keinen Beitrag, ich habe in "Nation Europa" überhaupt nur einen Beitrag veröffentlicht, in ihrer 1. Nummer, dann nie mehr. Und lügt dann der Schuft, der mir verliehene Süddeutsche Literaturpreis sei ein Jugendpreis, den man mir, dem 55jährigen zusprach, so ist hierauf bloß festzustellen: es ist kein Jugendpreis.

Ist der "Neue Vorwärts", der mir heute zum erstenmal vor die Augen kommt, ein Blatt, das genug Ehre hat, um eine so beispiellose Verungeltung richtigzustellen? Schreiben Sie es mir bitte gleich. Darf ich Sie darum bitten? Ich wäre Ihnen für eine Antwort dankbar.

Aber nun genug von diesem unerfreulichen Thema! Schreiben Sie mir doch, ob Sie demnächst einmal in die Nähe Münchens kommen. Es würde mich freuen, Sie wiederzusehen und mit Ihnen eine Stunde zu sprechen.

Bitte empfehlen Sie mich Ihrer Gattin und seien

Sie herzlich begrüßt von Ihrem

ikgs

Professor Dr. Johannes Klein

(16) Marburg (Lahn)

Friedrichstraße 191

Marburg, am 13. Juli 1953

Lieber Herr Dr. Zillich!

Beider Bedeutung, die der „Neue Vorwärts“ als Zentralorgan der SPD hat, wäre es geraten, eine Berichtigung mit Beweisen an die Redaktion zu schicken. Ich nehme an, daß die Redaktion den Artikel, der offenbar im allgemeinen politischen Kampf gegen die Wiederenstehung nationalsozialistischer Gedanken entstanden ist, nicht nachprüfen konnte und daß man aus irgendwelchen Zufällen Sie als Beispiel genommen hat. Meines Wissens müssen Redaktionen solche Berichtigungen bringen.

Die besondere innere Lage der Auslandsdeutschen ist im Reich stellenweise nicht verstanden worden; das wirkt sich immer noch aus. Deshalb neigte man dazu, diese Lage und Haltung mit der nationalsozialistischen gleichzusetzen, zumal das Dritte Reich sich ihrer anzunehmen schien. Aber auch hier fehlte das echte Verständnis.

Erreichen Sie mit dieser Berichtigung nichts, so wäre ich für eine Nachricht dankbar. Ich muß gestehen, daß ich die Zeitung nicht genügend kenne, da ich sie selten verfolge, habe auch keine persönlichen Beziehungen dorthin.

Ich hoffe, daß die Sache in Ordnung kommt.

Ihren Roman planen Sie lange, doch weiß ich außer allgemeinen Andeutungen nichts über ihn. Sie kennen das Interesse, das ich an Ihrem Schaffen seit langem nehme, wünsche auch, daß Katschinskis Arbeit über Sie einmal erscheint.

Im Oktober komme ich über München. Vielleicht läßt sich dann ein Treffen erreichen. Ich schreibe diesen Brief sehr schwer; ich bin seit dem März vorigen Jahres nicht gut daran. - Wie schwer Ihr Weg als freier Schriftsteller jetzt ist, weiß ich; für jeden, der noch nicht den Mamen hat wie Sie, ist es Beweis von Selbstmordabsichten, noch diesen Weg gehen zu wollen. Damit sind große geistige Verluste verbunden.

In meiner „Geschichte der deutschen Novelle“, über deren Erscheinen nun die Deutsche Forschungsgemeinschaft entscheidet, habe ich im letzten Teil über die Novelle der Gegenwart auch Sie ausführlicher behandelt, freilich war es nur möglich, ein prototypisches Beispiel zu geben, um einen Begriff von Ihrem Schaffen zu vermit-

teilen, doch dies ausführlich. Das scheint mir richtiger, als in einem Abriß allgemeine Bemerkungen zu machen.

Daß ich politisch zur SPD stehe, daß ich davon bisher nicht den geringsten Vorteil gehabt habe und wohl niemals haben werde, wissen Sie. Entscheidend ist ~~wahrlich~~ die geistige Ritterlichkeit und daß man sich an hohen Werten und Leistungen richtet. Ich hätte Sie daher nicht angegriffen. Aber auch das wissen Sie ja. Vielleicht bin ich noch eine Kugel wert. Auf einer jener berüchtigten Partisanen-Listen, die man in Hessen beschlagnahmt hat, hat auf der Liste der im Kriegsfall zu Beseitigenden auch mein Name gestanden, nicht irgendwie hervorgehoben, dazu bin ich nicht wichtig genug, sondern nur allgemein. Sie sehen, man macht auf allen Seiten seines Erfahrungen. Und dabei sitzen wir alle hier im Westen im selben Boot und werden je nachdem auch gemeinsam in ihm untergehen. Wozu eigentlich aufeinander schießen? - geistig oder physisch? Lassen Sie mich das Weitere wissen. Ich muß überlegen, ob ich das dringend tun kann.

Mith herzlichen Grüßen und Empfehlungen auch an Ihre Gattin,
Ihr

Johannes Klein

ikgs

Starnberg am See, 18.7.1953

Lieber Herr Professor Klein,

vielen Dank für Ihre Zeilen, die mich betrübt haben, als ich las, daß Sie sich nicht wohl fühlen. Ich glaube, Sie nehmen das Leben zu schwer, und das ist die bittere Quelle Ihrer Pein. Helfen wird Ihnen da niemand können als Sie selber. Sehen Sie, lieber Herr Professor, eine der wahrsten und tröstlichsten Worte, die ich in den jammervollen Jahren nach der Niederlage, als es mir doch oft hundeelend erging, zu begreifen lernte, ist das Biblische: sorget nicht, Gott läßt die Lilien auf dem Felde wachsen - Ich habe es hundertfach in den letzten Jahren erlebt, daß man geführt ist und daß man nicht untergeht, wenn man sich ~~Gott~~ hingibt. Aber ich will beileibe keine Mission an Ihnen treiben. Alles Pastorale ist mir zuwider. Nehmen Sie also diese Randbemerkung als einen freundschaftlichen Zuruf.

Als ich den Durchschlag meines letzten Briefs an Sie jetzt nochmals las, entdeckte ich, daß ich Ihnen gar nicht geschrieben hatte, was der Anlaß des Angriffs ~~des~~ "Neuen Vorwärts" gegen mich war, nämlich die Verleihung des Südostdeutschen Literaturpreises durch das Südostdeutsche Kulturwerk in München (einer Stelle, die mit den Landsmannschaften in Verbindung arbeitet) in diesem Jahre, also nicht einer meiner einstigen Literaturpreise. Diese Preisverleihung rief zuerst in München einen Eric A. Peschler auf den Plan, der in der Boulevardzeitung "Abendzeitung" ekelhaft gegen mich hetzte. Dieser Eric war als HJ-Führer noch ein Erich. Heute soll den Kommunisten nahestehen. Seine Verleumdungen wiederholte er im Gewerkschaftsblatt "Arbeit und Welt". Von da war der Weg sowohl zum soz. dem. Abgeordneten Ritzler nicht weit, der im Bundestag wegen des Preises den Minister Lukaschek interpellierte, als auch zum "Neuen Vorwärts". Lukaschek, eben aus der Schweiz zurückgekehrt, antwortete schlecht unterrichtet, recht unklar, gab aber dann dem Sprecher meiner Landsmannschaft, der ihn in Bonn aufsuchte, volle Genugtuung für mich. Jener Holz, der mich im "Neuen Vorwärts" anfliegelte, rügte es dort, daß ich mich "gerühmt" hätte, 1919 gegen das rote Ungarn gekämpft zu haben, was er offenbar als einen Kampf gegen die Sozialdemokratie auffaßt anstatt gegen Bela Kun, den Bolschewiken, aber vielleicht ist auch Holz ein verkappter Kommunist.

Ich weiß nicht, ob ich dem "Neuen Vorwärts" eine Richtigstellung einschicken soll. Bisher ließ ich die Journaille gegen mich sudeln, wie sie wollte. Wenn man mit Berufung aufs Pressegesetz Richtigstellung verlangt, so kann zweierlei geschehen: 1. das Blatt verweigert den ~~Abdruck~~ ^{Abdruck} der Berichtigung und läßt es auf einen Prozeß ankommen - ich freilich kann keinen Prozeß führen, selbst wenn ich ihn gewinnen muß, weil ich das Geld nicht habe, um die Klagekosten vorzuschießen, 2. das Blatt bringt die Berichtigung, aber dann wird es sofort in einem zweiten vorsichtigeren Aufsatz einen neuen Angriff loslassen. Geht man aber über all solche Anwürfe hinweg, so hat man sich mit der Meute gar nicht gemein gemacht und erntet, wie ich es auch jetzt erlebe, Zuschriften anständiger Leute und die Sympathie vieler Kreise, denn unser Volk hat aus Erlebnissen gelernt, die Presse zu verachten und zu durchschauen.

Übrigens sind die Angriffe gegen mich als Teil des beginnenden Wahlkampf zu bewerten, wobei die Regierungsopposition jeden Anlaß ergreift, um die Regierung zu verdächtigen. Solch ein Anlaß war ich, indem man log, der Südostdeutsche Literaturpreis sei ein Staatspreis. Nun hätte allerdings sowohl die SPD als auch die Gewerkschaftsleitung wissen müssen, daß ich Vorsitzender einer Landsmannschaft bin, und der Angriff auf mich sofort die Landsmannschaften aufregen werde, was auch geschah, denn der Verband der Landsmannschaften stellte sich in einem Glückwunschtelegramm hinter mich und die südost deutschen Landsmannschaften protestierten der Reihe nach, aber die SPD ist ja nie ein Freund der Ostvertriebenen gewesen und schon gar nicht der Landsmannschaften, die eine natürlich gewachsene stämmliche Gemeinschaft vertreten. Wir wissen, daß eine solche Massenpartei wie die SPD die innere Verbundenheit des Landsmannschaftlichen nicht verstehen kann, und so wird es wohl am besten sein, ich lasse mich vom "Neuen Vorwärts" verdächtigen als ~~das ich ihn~~ bitten, er möge einen Pressegangster, der mich schamlos verleumdete und das Tollste zusammenlog, entlarven. Das tut doch ein Parteiblatt nicht.

Wenn also nicht unerwartete Vorgänge es durch ~~aus~~ nötig machen sollten, anders zu verfahren, werde ich die Verleumdung durch den "Neuen Vorwärts" unbeachtet lassen und mich darüber freuen, daß dieses Blatt für mich Propaganda gemacht hat, was mir allerlei Briefe von Unbekannten beweisen.

Daß Sie bei der SPD aushalten und ich sie ablehne, soll uns aber, lieber Professor, nicht trennen. Sie erwähnen die geistige Ritterlichkeit! Ach, ich erlebte sie in meiner Heimat. Mein "Klingsor" - darüber freue ich mich noch heute - war damals, zwischen beiden Weltkriegen, das wohl bedeutendste deutsche Kulturblatt im Südosten; ich zog die geistigen Köpfe der anderen Völker heran und bot ihnen eine Plattform zur Aussprache, damit wenigstens auf kulturellem Gebiet die Minder- und Mehrheitskämpfe gemildert würden, was mir ja auch gelang. Kam es aber vor, daß von außen her einer von uns verleumdet wurde, dann ereignete sich fast regelmäßig immer dasselbe, die sachlichen Gegner des Verleumdeten sprangen über die Volksgrenzen hinweg an seine Seite und riefen dem Verleumder zu: halt! so gehts nicht! sei sein Widersacher, aber bleib bei der Wahrheit, wie du ihn zeichnest, ist er nicht! Das erlebte ich oft. Da war noch eine Kameradschaft des Geistes. Deutschland fehlt es daran, oder richtiger: es fehlte weithin daran, denn gerade in den letzten Wochen erlebte ich, daß mir - endlich, endlich! - nicht bloß Einzelpersonen, sondern sogar Zeitungen, sogar ganze Parteien, gegenüber den Verleumdungen zur Seite sprangen, und so scheint auch hierzulande die Gesundheit fortzuschreiten.

Sie schreiben, auch Sie seien auf den Partisanenlisten zu finden gewesen. Ich weiß nicht, ob es wirklich Abschußlisten waren, ich weiß es deshalb nicht und bezweifle es, weil das große Geschrei so erstaunlich schnell völlig versiegte. Ich kann mir doch keinen deutschen Parteihengst ~~vor~~ stellen, der auf einer echten Abschußliste steht, ~~nicht~~ nicht Hölle und Himmel in Bewegung setzt, um die Listenschreiber ins Kittchen zu bringen. Um politischer Überzeugungen wegen eingesperrt zu werden, genügt ja weitaus weniger, und Ankläger finden sich in Fülle. Sollten die auf einer Abschußliste Vermerkten wirklich allesamt so wackere Leute sein, daß es ihnen gleichgültig wird, ihre Todfeinde frei herumlaufen zu lassen? Nein, mit den Listen stimmt etwas nicht, und ich bin geneigt, für wahr zu halten, was man ja auch in der Presse las, daß es gar keine Abschußlisten waren, sondern nichts als Listen zur Bewertung von ~~von~~ Persönlichkeiten, wie sie jede Partei hat. Und als dies offenbar wurde, schwiegen die Parteileute, sonst hätten sie gewiß nicht geschwiegen. Überdies sollen diese Listen, wie ich in Bonn einmal hörte,

viel mehr rechts- als linksstehende Persönlichkeiten enthalten haben, so daß es schlechterdings unmöglich war zu behaupten, sie richteten sich gegen die SPD, die zuerst den Fall aufgriff und dann am schnellsten still wurde, wenn sie auch, wie ich ebenfalls vernahm, ein Buch hierüber herausgegeben hat. Jedenfalls - der Staatsanwalt wurde nicht veranlaßt einzugreifen, und das ist doch sehr merkwürdig. Ich würde lachen, wenn mein Name auch auf der Liste wäre.

Sie haben recht, wir sitzen im Westen im selben Boot. Aber wem sagen Sie das? Ich bin von der Grenze her, und die hat das Ganze im Blut. Aber begreifen Sie, wie mir die Binnendeutschen, und gar die parteibefangenen, vorkommen müssen! Ernst von Salomon schreibt irgendwo in seinem "Fragebogen", er wollte gern sehen, wie sich ein Schweizer Bürger verhielte, wenn die erstaunliche Erscheinung des Iwan Iwanowitsch, die Maschinenpistole in der Hand, auf der Schwelle stünde und sagte: Frau, komm! Diesen Iwan spüre ich im Blut, sobald er sich nur im Schlafe bewegt. Das ist eben die Grenze, die mich säugte. Ich meine, es sind immer noch viele Deutsche, die eigentlich Schweizer sein müßten, so ahnungslos leben sie hin. Was aber sind Restaurationszeiten anders als die Epochen der Ahnungslosigkeit? Und der Vergänglichkeit!

Ich warte, um auf einen anderen Punkt Ihres Briefes einzugehen, daß endlich in Deutschland begriffen werde, wie wichtig es für unser Volk ist, den freischaffenden Menschen das Leben zu ermöglichen. Wir sind ein Angestellten- und Beamtenstaat. Das bedeutet wirklich das Ende der Kultur. Sehen Sie: kommt ein siebenbürgischer Volksschullehrer von 65 Jahren nach Deutschland, ein einfältiger Mann, der Jahrzehnte lang ABC-Schützen unterrichtete, so ist er pensionsberechtigt und bekommt seine Rente. Habeas! Aber ich habe für Deutschland und für Siebenbürgen wahrscheinlich doch mehr geleistet als er; ~~man läßt mich~~ dennoch gnadenlos verrecken, denn ich war nie ein Angestellter. Wäre nicht jeder geschützt, der eine Bestallungsurkunde einmal irgendwo erhielt, so hätte ich nichts einzuwenden, aber dadurch, daß die Angestellten unbedingt gefüttert werden müssen, reicht das Futter für die Schöpferischen nicht mehr aus. Und empfängt einmal einer, wie jetzt ich, einen Preis von lächerlichen 1000 M., so gehen ein paar Pressegangster hin und beschmieren ihn mit Dreck. Deutschland ist heute wie nie zuvor ein Feind seiner eigenen Kultur. Würde ich aber a la Malaparte schreiben, also ein Artist der niedrigsten Geilheit sein, so hätte ich nur eine Sorge: das Finanzamt. Wäre ich ein Deserteur gewesen, so hätte ich dieselbe Sorge, wenn ich bloß ein spritziges Buch darüber veröffentlichte, wie ich desertierte.

Aber das vergeht ja alles. Ich sehe das Volk, und freue mich. Der ganze Klamauk der Presse juckt ihm nicht einmal an der Haut, unserem Volk. Und wir müssen bloß abwarten.

Haben Sie Dank, daß Sie mich in Ihrer Geschichte der deutschen Novelle erwähnen. Ich wünsche Ihnen, sie möge bald erscheinen, und mir wünsche ich, daß Sie im Oktober nicht an mir vorübergehen, wenn Sie nach München komme. Allerdings bin ich gerade in jenem Monat einigemal auf Reisen.

Mit herzlichen Grüßen
Ihr



(Adolf Schullerus), Weihnachts- und Neujahrsbräuche.
In: Korrespondenzblatt des Ver.f. Siebenbürgische Landeskunde 12,
1889, S. 43/44.

In der Christnacht geht die Jugend auf einen Berg und schwingt Fackeln (Stangen, an deren oberen Ende Strohbüschel befestigt sind). Aus Klein-Csergid und Scholten.

Kleine Kinder von 3 bis 6 Jahren gehen am Christabend von Haus zu Haus und rufen in die Häuser hinein: en krästwurst äs meny, en half firtl ~~ga~~ gebrunte weny äs meny, ir foter, ir motter, ir maio etc. sele ~~liwen~~ liwen. Das Gewünschte holen sie sich am nächsten Tag (Aus Donnersmarkt).

Der Christmann kommt auf einem Schimmel geritten (Freck, Rothberg). Am 6. Dezember reitet der h. Nikolaus auf einem Schimmel. Die Leute geben ein Bündel Stroh oder Heu vor das Haus, damit der Schimmel fresse. Der h. Nikolaus bringt ~~Äpfel~~ Äpfel und Nüsse oder eine Rute (Petersdorf bei Mühlbach). Der Christmann fährt mit Katzen: Schönberg, Hetzeldorf, Agetheln, Meschen.

Am ersten Christtage in der Frühkirche tragen die Mädchen und Knaben je 4 Leuchter mit Kerzen. Der Leuchter besteht aus einem fast zimmerhohen starken Stab, durch welchen an zwei Punkten Querstangen durchgehen. Auf diesen ruhen zwei Kränze aus Immergrün. Der obere Kranz ist durch zwei Halbkranze, die armartig auf ihm ruhen, mit der Spitze des Stabes verbunden (aus Irmesch. Eben-solche, nur kleinere Leuchter, in Freck, Nadesch).

Morgens um 4 Uhr wird von den Burschen vom Turm das Puer natus gesungen. Aus dem Turmfenster ruft ein Bursche: Kräst-wurst meny, uch en imer weny, de gemine katreny sal liwen uch gesangd seny. (aus Freck)

Am Silvesterabend gehen die Kinder mit Glöckchen und Schlüsseln von Haus zu Haus und klingeln in den Häusern. Dafür erhalten sie Äpfel und Nüsse (Donnersmarkt).

Am Silvesterabend gehen grössere Kinder in Leintücher gehüllt zu den kleineren und fragen: Kannst du beten? Wenn die Antwort befriedigt, werden Nüsse usw. hineingeworfen, wenn nicht, so gehen sie hinein und strafen das Kind. Man nennt sie gaerschtanjeltscher (Donnersmarkt).

In der Silvesternacht darf die Lampe nicht ausgehen (Heltau).

Am Silvesterabend bringt der Giorschman Ruten oder giorscher = Backwerk aus Zucker, Mehl, Eier über Hanffackeln gewunden und am Feuer gebacken (aus Irmesch). Vgl. Korrespondenzblatt VI, S.5.

Von den Burschen wird in Schönberg dem Pfarrer ein weisses Neujahr gebracht (Eier). In Agetheln wird dem Neujahrgeldgeschenk an den Lehrer ein grosser Apfel zugefügt. Doch kommt das allmählich ab.

Am Neujahrsmorgen legt der Hauswirt Silbergeld in den Wasserkrug. Alles Vieh muss daraus trinken. Das Geld gehört dem Knechte, welcher am frühesten trinkt. (Nadesch, Irmesch, Donnersmarkt).

Ss.

Marburg, am 20. Juli 1953

Lieber Herr Dr. Zillich!

Obwohl ich krank liege, antworte ich Ihnen umgehend. Ich kenne Dr. Peschler persönlich; er hat als Gast an jenem Kreis teilgenommen, der mir seit 3 Jahren nicht im engeren geistigsten, aber im weiteren kollegialen Bereich ein gewisses Heimatrecht gegeben hat. Peschler gehört nicht zu uns; er war nur von der Presse aus da. Ich habe schon damals von ihm Bemerkungen gegen die Klätterblätter gehört, unter denen Mitarbeitern ich einen persönlichen Freund habe: Theodor Seidenfaden.

Ich habe mit Peschler bei Tisch einmal zusammen-
gesessen. Ich überraschte ihn durch die Frage, ob er Schweres erlebt habe; er machte ^{den Eindruck} einen völlig zerbrochenen. Der aus ganz unpolitischen, persönlichen Gründen politisch so aggressiv wird. Das kommt ja oft vor und ist immer sehr gefährlich. Wo erscheint das Abendblatt? Ich werde nun wohl etwas tun müssen. Am liebsten würde ich ein Gespräch zwischen Ihnen vermitteln. Von Peschler aus wäre der ganze Fragen-Komplex aufzuvollen. Seine politische Vergangenheit kannte ich nicht; daß er dem Kommunismus nahe stehe, ist mir neu. Wir alle im Kreis sind Gegner des Kommunismus.

Können Sie Peschlers Adresse bekommen?
Ich schreibe dann an ihn. Vielleicht ist da vom
Menschlichen her etwas zu machen. —

Nichts lag mir fern, als mit dem Satz
„Wir sitzen allein in einem Boot“ Ihnen etwas ent-
gegenhalten zu wollen. Ich wollte im Gegenteil
etwas Gemeinsames bestätigen, wie man allbekannte
Wahrheiten doch noch zitiert. — Über die Partisa-
nen-Affäre sind über den Kampf um die rechtliche
Verfolgung bin ich anders unterrichtet als Sie, aber
ich betone einige Dinge, in denen wir verschieden
sind. Ich suche ja das Verbindende und habe
einen, trotz allem, Glauben an das Durchschimmern
göttlicher Güte im wahrhaft Menschlichen, der erst in
meiner Todesstunde sterben kann. Es ist ja auch
mein Glaube nicht, also stirbt er nie.

Ihre Bitterkeit, daß Sie als Schaffender ungesichert
sastehen gegenüber jedem Angestellten, ist mir zu
berechtigt. Die Republiken tragen in weit geringeren
Maß die geistigen Menschen als einst die Monarchien,
ja, sie tun nichts. Die Zusammenhänge liegen sehr tief.

Über mich und warum ich mich in einem ständigen,
von mir auch durch Ausweichen nie zu vermeidenden gei-
stigen Kampf verkehrt habe, wäre viel zu sagen, aber
ich kann heute darüber nicht sprechen. Ich leide an
Schwermüt. Sie haben Recht: helfen kann mir niemand;
ich muß es selber und sende auch zu Klav, um es nicht
ständig zu verschieben.

Mit herz. Grüßen

Jh. Johannes Klein

Starnberg am See, 24.7.1953

Lieber Herr Professor Klein,

ich kann Ihren Brief erst heute beantworten. Ich war in Rimsting am Chiemsee, um mir das Siebenbürger Heim anzusehen, das meine Landsmannschaft dort errichtet hat. Über fünfzig Landsleute können nun dort einen ruhigen Lebensabend verbringen. Das ist doch ein fruchtbares Werk, das wir geschaffen haben, ein ziemlich großer Grund, zwei große Häuser, drei kleine Häuser, ein Bootshaus, zwei Kähne. Es fand eben ein Kinderferienlager statt. Fast hundert Buben und Mädels, betreut von zwei jungen Pfarrern. Es war wie daheim, dazu noch mehrere Dutzend Urlaubsgäste, alle Landsleute. Wie lächerlich erscheint angesichts einer solchen produktiven Leistung, die wir da vollbracht haben, das Pressegeschrei! Übrigens - ich darf diese Leistung nicht auf mich beziehen. Sie ist die Tat des 2. Vorsitzenden unserer Landsmannschaft, des geschäftsführenden.

Aber Sie sind krank! Ich wünsche Ihnen von Herzen rasche Genesung. Und trotz Ihrem Kranksein wollen Sie etwas für mich gegen meinen Verleumder tun! Ach, ich halte das für nutzlos. Dieser Peschler ist ein Hassler. Das spürt man. Ob er wirklich Kommunist wurde, kann ich nicht sagen. Man erzählte mir bloß, er hätte Beziehungen zu den Kommunisten. Aber darauf käme es nicht an, sondern darauf, daß er wohl so sein wird, wie er Ihnen erschienen ist, ein bössartiger Kerl. Wenn er die Klüter-Blätter braun nennt, so lügt er bewußt, denn ~~in~~ dieser Zeitschrift, in der ich lediglich zwei Gedichte, einen Aufsatz über Weinheber und etliche Aphorismen, übrigens alles Zweitdrucke, erscheinen ließ, niemals einen politischen Artikel, ~~ist~~ eher kleinbürgerlich, harmlos, gar zu harmlos, sentimental und nach ihrer Art mir keineswegs sehr angenehm. Doch Wahrheit muß Wahrheit bleiben: faschistisch ist das Blatt nicht.

Peschler wird sicherlich durch die "Abendzeitung" in München erreichbar sein oder vielleicht auch - was man als Probe auf seine kommunistischen Beziehungen versuchen könnte - über die Redaktion der getarnten kommunistischen Wochenzeitung "Die deutsche Woche", München. Doch wie gesagt: Sie würden mit ihm keine Freude erleben; Das spüre ich. Übrigens sagte man mir, er sei neulich verprügelt worden, vermutlich, weil er auch anderswo seinen unbegreiflichen Haß losschießen ließ.

Ich will mit dem Menschen nichts zu tun haben. Vor dem habe ich mich nicht zu erklären. Vielmehr müßte er sich bei mir entschuldigen. Doch das tut so einer nicht, selbst wenn man ihm schwarz auf weiß nachweist, daß er verleumdet hat.

Im Herbst kommt im Wilhelm Andermann Verlag in München ein neuer Roman von mir heraus, eine Liebesgeschichte - weiß Gott, wie das seltsame Buch aufgenommen werden wird. Überdies erscheint mit sehr guten Illustrationen meiner Tochter Susanne mein Kinderbuch wieder. Und sofern meine Verhandlungen mit einem neuen Verlag, der mich mit Haut und Haaren ganz haben will, befriedigend ablaufen, habe ich in kurzem eine neue Verlagsheimat wie einst bei Langen-Müller (dessen heutige Gestalt völlig anders ist als früher und für mich wie für die allermeisten seiner einstigen Autoren nicht mehr in Betracht kommt). Dieser neue Verlag, dessen Namen ich noch nicht nennen möchte, bevor die Sache feststeht, denkt daran, mein ganzes Werk bald herauszubringen, selbst die wesentlichen Aufsätze. Und wenn es also glückt, mit ihm

einig zu werden, käme vielleicht sogar noch heuer eine Sammlung aller meiner Novellen in einem würdigen und dicken Band heraus, dazu die um manche Stücke vermehrten Flausen und Flunkereien, im nächsten Jahr "Attilas Ende" mit Illustrationen, im Herbst dann "Zwischen Grenzen und Zeiten", und so fort, damit in etwa drei Jahren alles wieder läuft. Zugleich soll ich, von ausreichenden Monatszahlungen gesichert, den Fortsetzungsband von "Zwischen Grenzen und Zeiten" schreiben, der die Zeit 1919-1950 umgreifen wird. Er erschiene 1955. Das ist der Plan, dem der Verleger mündlich zustimmte. Wir verhandeln eigentlich bloß über weniger wichtige Einzelheiten. Drücken Sie mir den Daumen! Kommt es tatsächlich, was mich fast wunderbar berührt, zum Abschluß, so werde ich wie ein Kind am Heiligen Abend sein. Ein Erlöster und Geretteter.

Übrigens: ich habe in den letzten Jahren mehrmals kaum einige Mark in der Tasche gehabt, habe meiner Frau gesagt, nun kann ich nicht weiter und ahnte doch, daß etwas geschehen werde, wovon ich gerettet würde. Und einmal kam in der letzten Minute ein mir ganz unbekannter Verleger und wollte ein Vorwort für ein Buch. Ich sagte zagend: 1000 M. Ich erhielt sie. Und dieser Verleger kam noch zweimal, immer in der nötigen Minute, und er kam vorgestern wieder, als es auch nötig war, und brachte solch einen Aufsatzauftrag sogar für mehrere Bücher, und er überweist mir morgen oder übermorgen sogar einen Vorschuß. Und vor vier Monaten, als ich auch nicht weiter wußte, gewann ich im Fußball-Toto.

Nein, ich habe Hilfe aus dem Unerwarteten erfahren, oft! Und was hierüber im tieferen Sinne zu sagen wäre, muß Ihnen nicht gesagt werden.

Nochmals: alles Gute zur Genesung! Und viele herzliche Grüße!

Ihr

ikgs

Starnberg am See, 9.9.1953

Lieber Herr Professor Klein,

als ich heute in der beigelegten Folge der sehr anständigen "Europa-Briefe" den Aufsatz "Demokratie oder Demokratur" las, entsann ich mich, daß Sie der Kulturstelle der Gewerkschaften angehören. Darum übersende ich Ihnen diesen Aufsatz. Sie waren so freundlich, mir Ihren Willen bekanntzugeben, Peschler zur Raison zu bringen, was ich für unmöglich halte (neulich in Bonn las ich in einem dortigen Blatt einen Angriff Peschlers gegen den Münchner Universitätsrektor San Nicolo, den er genau so wie mich aufs Übelste verleumdet - das ist sein Metier), aber möglich wäre es Ihnen vielleicht, dank Ihrer Mitgliedschaft in der Kulturstelle der Gewerkschaften, deren Einstellung gegen die deutschen Autoren als unerhört und unanständig abzuändern.

In dem Aufsatz ist alles gesagt, was überhaupt gegen eine solche nichtswürdige Methode der Diffamierung gesagt werden muß. Es erhebt sich allerdings die Frage, ob nicht auch hier Peschler seine schmutzigen Finger im Spiel hat. Wenn Sie den mich betreffenden Passus lesen, so finden Sie ein Zitat aus dem Zentralorgan des DGB's; das Zitat entstammt der Feder Peschlers. Also ist es durchaus möglich, daß auch von ihm der Text der Informationsdienste herrührt.

Wie geht es Ihnen? Sind Sie gesund geworden, was ich Ihnen von Herzen wünsche. Bitte lassen Sie wieder etwas von sich hören.

Mein Verlagsvertrag hängt immer noch in der Schwebe, daher auch meine Existenz. Und meine Laune leidet darunter.

Ich grüße Sie vielmals und Ihre Familie mit.

Ihr

Beilage

i k g s

Professor Dr. Johannes Klein
(16) Marburg (Lahn)
Hafelfstraße 151

Marburg, am 9. September 1953

Lieber Herr Dr. Zillich!

Wahrscheinlich werde ich Dr. Peschler am 7. Oktober sehen. Ich weiß zwar nicht, ob er dißmal als Berichterstatter geladen ist, nehme es aber an. Dann kann ich mit ihm reden.

Ich bekomme regelmäßig die gewerkschaftlichen Nachrichten, in denen jene erwähnten Artikel nicht gestanden haben. Das andere Blatt kenne ich nicht; bei dem riesenhaften Umfang der Bewegung sind mir auch die meisten Dinge nicht zugänglich. Ich habe an sich nicht mit dem eigentlichen DGB zu tun, sondern mit der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft, die mit dem DGB unter einem Dach lebt, in sich aber selbständig ist. Sie müssen mich daher mißverstanden haben, wenn Sie mich in einer Kulturstelle der Gewerkschaft vermuten. Ich weiß nicht einmal, ob es eine solche Stelle gibt und wer sie leiten könnte. Ich sitze lediglich in jenem Oberaudorfer Kreis, der Fragen des Studium Generale bearbeitet, aber keinerlei Autorität hat; im übrigen gibt es sowieso keine Rechte, Anweisungen zu erteilen. Mitglied irgendeines gewählten Ausschusses bin ich nicht; die Oberaudorfer sind ein Freundeskreis und gehören zur Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft. Auf die Arbeit des DGB habe ich keinen Einfluß; die Ausbildung der Funktionäre ist ein Gebiet, das mir fern liegt. Mein Angebot zur Mitarbeit wurde seinerzeit nicht angenommen, nicht aus Übelwollen, sondern weil die Ausbildung dort Maßstäbe hat, denen ich nicht gerecht werden könnte. Eine literarische Ausbildung gibt es dort nicht, es ist auch bei der zweckbedingten Schulung keine Zeit dazu. Daher jene Information, wenn ich es überhaupt beurteilen kann, mit ihrem Verzicht auf Belege. Ich würde freilich dann auch nicht urteilen.

Das Schauspiel, daß man einander angreift und beschimpft, ist höchst unerfreulich und bedrückend. Ich werde demnächst ein öffentliches Wort zur Versöhnlichkeit in den „Klüter Blättern“ wagen, auch wenn ich manchen der angegriffenen Schriftsteller mehr Geständnis vergangener Irrtümer wünschen möchte, nicht im Sinn einer Buße, sondern der Ehrlichkeit. Wieviele haben sich denn genügend distanziert, daß sie sich vor einem höheren Gewissen, als in Zeitschriften vertreten wird, freisprechen könnten? Nicht einmal ich, und ich könnte mich darauf berufen, daß man mich schlecht behandelt hat. Dies unter

Deutschen gesat; die andern mögen an ihre eigene Brust schlagen.

Im Augenblick kann ich wenig tun; ich war sehr krank, ein qualvolles altes Leiden. Es ist noch nicht klar, ob ich operiert werde. Es kam unmittelbar nach meiner Alpenreise.

Ihnen aber wünsche ich von Herzen, daß Ihr Vertrag bald unter Dach und Fach kommt. Später mehr.

Mit herzlichen Grüßen auch den Ihrigen

Ihr

Johannes Rein

ikgs

(auf der Durchreise, Dillenburg)

am 22. X 1953

Lieber Herr A. Lillich!

A. Peschke war nicht in Oberauendorf; auf meine Fragen erfuhr ich, daß er seinerzeit gar nicht als Presse-Dolmetsch dort gewesen war, sondern ohne Auftrag, als freier Mitarbeiter, privat ~~so~~ geschrieben und auf Veröffentlichung gehofft hatte. Diese Hoffnung erfüllte sich jedoch nicht. Mehr war nicht herauszubringen; er gehört dem Kreis nicht an, und mir fiel die Schweigepflicht eher auf. Er hat keine Stelle als Redakteur. Das scheint mir etwas zu erklären. Ich muß mich nun, es geht mir linguistisch auch etwas besser, an die Gewerkschaft wegen jenes Artikels wenden.

Ich war nun zu den Konferenzen in Oberauendorf und reiste unmittelbar zurück. Auch bei meinen Münchener Freunden habe ich, zu deren Enttäuschung abrufen mußten. Ich mußte, nach einer Pause von wenigen Tagen, zu einem Vortrag über Friedrich Georg Jüngers nach Dillenburg und war mit

dem riesenhaften Material im Gedränge.
Dafür bin ich weder in München noch
bei Ihnen erschienen. Sie hören aber wegen
Ihrer Sache noch von mir. Auch wegen
des Kapitels über Sie in meinem "Geschichte
der deutschen Novelle" - das Buch soll
im Druck sein - erfahren Sie von mir.
Ich würde Ihnen gerne das ganze Werk
dedizieren, werde es aber wegen des
schauerlichen Preises leider nicht können.
Doch werde ich es Ihnen zugänglich
machen.

Sie werden über die Niederlage der SPD
bei der Wahl Ihre besonderen Gedanken
haben. Da kein geistiger Mensch jemals
in seinem Wesen einer Partei angehören
kann, sondern nur in bestimmter Beant-
wortungen, beurteile ich diese Dinge halt
auch auf meine besondere Weise. In einer
gewissen Hinsicht irrt man bei jeder Par-
teinahme und hat mit der Skepsis gegen
jede recht. Wenn die SPD gesiegt hätte, hätte
es vielleicht Sinn gehabt, sie zu verlassen;
nun sie geschlagen ist, lohnt es sich, bei ihr
zu bleiben.

Mit herzlichen Grüßen

Th. Johannes Klein

Starnberg am See, 23.10.1953

Lieber Herr Professor Klein,

ich freue mich von Herzen, daß es Ihnen gesundheitlich wieder besser geht, und ich danke Ihnen, daß Sie noch immer an Peschlers Anwürfe auf mich denken. Übrigens hat dieser Mann, wie ich erst jetzt erfuhr, in Pechels "Deutscher Rundschau" in einem gegen Prof. Lutz Mackensen gerichteten Aufsatz mir vier Zeilen gewidmet, die drei Lügen enthalten. Er behauptet, ich ließe regelmäßig in "Nation Europa" neonazistische Haßtiraden erscheinen, und deswegen habe mich der Deutsche Sprachverein im Jahre 1950 als Festredner gewählt. Lüge ist: 1. daß ich regelmäßig an "Nation Europa" mitarbeite, ich ließ bloß in der 1. Nummer einen Aufsatz erscheinen, dann nie mehr, 2. Lüge ist, daß der Aufsatz eine neonazistische Haßtirade war; er trat vielmehr für die europäische Völkergemeinschaft und gegenseitige Achtung der Völker ein, 3. Lüge ist, daß mich der Sprachverein jenes Aufsatzes wegen einlud, denn der Aufsatz erschien im Januar 1951, beim Sprachverein sprach ich ein Jahr vorher. Verwundert hat mich bloß, daß Pechel mich, seinen einstigen Mitarbeiter und Ehrengast als Mitglied des Verbands der Zeitschriften herausgeber, deren Präsident er war, angreifen ließ, aber Pechel hat schon andere Leute als mich enttäuscht.

Schade, daß ich Sie während Ihres Besuchs in Bayern nicht sprechen konnte. Sie hätten freilich einen von Sorgen gequälten Menschen in mir vorgefunden. Es geht mir wieder einmal finanziell scheußlich und die Verlagsverhandlungen wollen nicht gedeihen.

Das Wahlergebnis erkläre ich mir mit verschiedenen Gründen. Einmal mit Adenauers Persönlichkeit. Er gefällt dem Volk, das die Parteipolitik satt hat und in ihm, mit Recht oder Unrecht, keinen Parteipolitiker sieht, sondern den erstaunlich vitalen, verschlagenen, wendigen Mann, mit dem Westdeutschlands Aufstieg verbunden ist. Ollenhauer als Kanzler ~~ist~~ für Millionen undenkbar. Dann empfand man die Wahl als Zweikampf zwischen der SPD und dem Bürgertum, sicherlich keine ganz richtige Alternative, aber der Marxismus ist tot, veraltet, der Klassenkampf, den die SPD, noch mehr die Gewerkschaften, vertreten, wird vom Volk abgelehnt. Meine Söhne, die immer wieder in den Ferien in Fabriken arbeiten, brachten manchmal gewerkschaftliche Blätter mit, wie sie den Arbeitern gegeben werden; es waren indiskutable, auf Weckung von Haß gerichtete Erzeugnisse und haben alle mir bekannten Studenten

zu Gegnern der heutigen Gewerkschaftsbeamtenschaft gemacht. Ich erinnere mich, in solch einem Blatt gelesen zu haben, die wirtschaftliche Gesundung Westdeutschlands sei einzig den Arbeitern, nicht den Unternehmern, zuzuschreiben. Das verträgt auch kein vernünftiger Arbeiter. Ein bei uns im Haus verkehrender Student, ein ganz und gar sonst unpolitischer Mensch, der gerade als Stud. Ing. in einer Fabrik praktizierte, wies die Arbeiter auf solche Auslassungen hin, und ohne daß er es eigentlich erstrebte, wählte nachher die Belegschaft ausnahmslos Adenauer. Mit der SPD verbindet man Parteiterrör, erklärlich nach dem Verhalten vieler SPD-Beamten in der Zeit nach dem Waffenstillstand und bei der Entnazifizierung. Neulich war ich in Berlin, das erschütternd auf mich wirkte; unbeschadet der Achtung, die sich Reuter bei allen Schichten erworben hatte, hörte ich ständig, daß die SPD in Berlin ein unerträgliches Regiment ausübe. Man nannte mir manche Beispiele dafür. Ich glaube, die SPD muß sich wandeln. Sie muß konstruktiver werden, den Klassenkampf, der ja überlebt ist, da es den Arbeitern besser geht als vielen sogenannten Gebildeten, vom Banner streichen, den parteipolitischen Haß aufgeben, dann hat sie noch Möglichkeiten, sofern es ihr gelingt, Köpfe für sich zu gewinnen. Und dasselbe gilt vielleicht in noch erhöhtem Ausmaß für die Gewerkschaften.

Was mich betrifft, so hoffe ich, daß der Wahlausgang die "schwarzen" Kultur- und Kirchenbestrebungen nicht zu stark macht.

Auf Ihr Buch über die Geschichte der deutschen Novelle freue ich mich. Vielleicht kann ich es als Besprechungsexemplar für "Berichte und Informationen" (Blatt des Österreichischen Forschungsinstituts in Salzburg) vom Verlag anfordern lassen, sobald ich den Verlag kenne; ich bespreche manchmal Bücher für diese sehr anständige Wochenschrift.

Herzliche Grüße von

Ihrem

ikgs

ad. 19.5.57

(3. Zt. Burbach, Kr.
Siegen) am 27. Mai

Lieber Herr Dr. Zillich!

Durch lange - und ernste - Krankheit
komme ich als Gratulant zu Ihrem 60.
Geburstag zu spät. Ich wünsche Ihnen,
zu dessen innerer Jugend die Jahres-
zahl nicht stimmt, neue Schaffens-
kräfte und uns noch einige Bücher
von Ihnen.

Herzlichst

Ihr

Johannes Klein